

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

WALTER BUSSMANN

ERNST MORITZ ARNDT

Es handelt sich um eine leicht gekürzte und gelegentlich veränderte Fassung eines Vortrags, den der Verfasser am 24. 1. 1960 im RIAS-Berlin gehalten hat.

Eigentümlichkeit und Problematik des deutschen Nationalgefühls

In Ernst Moritz Arndt, dessen 100. Todestag Anlaß zu diesen Betrachtungen bietet, spiegeln sich Eigentümlichkeit und Problematik des deutschen Nationalgefühls auf eine besondere Weise wider. Er wurde am 26. Dezember 1769 auf der Insel Rügen geboren, in demselben Jahr, in dem auch Napoleon das Licht der Welt erblickte. Arndt erreichte das 90. Lebensjahr und starb am 29. Januar 1860. Das Leben dieses Mannes wurde von großen politischen und geistigen Wandlungen begleitet. Seine Kindheit fiel in die späte Regierungszeit Friedrichs des Großen, der Jüngling erlebte die Französische Revolution und den Aufstieg des Kaiserreiches; auf der Höhe des Manneslebens hatte er vollen Anteil an der Besiegung Napoleons. Nach der Enttäuschung, die der Wiener Kongreß ihm und den Gesinnungsgenossen seiner Generation einbrachte, wurde er, der inzwischen eine Bonner Geschichtsprofessur erhalten hatte, im Zusammenhang der Demagogenverfolgungen amtsenthoben, und erst 1840, mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV, durfte er seine Vorlesungen wieder aufnehmen. Der fast 80jährige gehörte 1848 dem ersten deutschen Parlament an. Er gehörte damals schon längst als eine geradezu legendäre Gestalt dem nationalen Besitztum der Deutschen an — wenn ich sage der Deutschen — so muß ich diese Feststellung sogleich einschränken und beschränken auf jene Deutschen, die ein deutsches Reich unter preußischer Führung erstrebten. Das Scheitern des deutschen Parlaments vermochte Arndt im Kern seiner nationalen Überzeugungen und Hoffnungen nicht zu erschüttern.

Der Professor kehrte nach Bonn zurück und hielt Geschichtsvorlesungen vor einer studierenden Jugend, deren charakteristische Lebens- und Gemeinschaftsform in der deutschen Burschenschaft zu erblicken ist. Mochte der alte Arndt — so wurde er genannt und so lebte er fort — auch nicht über die längst ausgebildete kritische Methode der Geschichtswissenschaft verfügen und mochten auch seine politischen Vorstellungen und Ideale von einer jüngeren Generation kaum noch geteilt werden, so blieb doch sein nationales Pathos und seine moralische Glaubwürdigkeit nicht ohne starken Eindruck auf die Jungen, wie Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts deutlich erkennen lassen. Als Ernst Moritz Arndt im Januar 1860 starb, lebten die Zeitgenossen

im Vorgefühl einer neuen Epoche. Sie ahnten nicht, daß ihre nationalen Wünsche auf andere Weise in Erfüllung gehen sollten, als sie sich nach Maßgabe ihrer weltanschaulichen Maßstäbe vorstellten. Der bürgerliche und nationale Lebensstil des deutschen Volkes kam auf den Feiern und Festen jener Jahre zum Ausdruck, auf den Schützen-, Turner- und Sängerkosten. Sein Pathos und zugleich seine Biederkeit sind nicht zu

INHALT DIESER BEILAGE:

Walter Bußmann:

„Ernst Moritz Arndt“

*

Werner Conze:

„Nationalstaat — Weltrevolution — Weltgeschichte“

*

Heinrich Kipp:

„Historische Strukturprinzipien der abendländischen Völkerrechtsordnung“

denken ohne das Vorbild, daß Ernst Moritz Arndt in mannigfacher Hinsicht gegeben hat. Der nationale Ton, den er angeschlagen hatte, schwang lange nach.

Der Wechsel der geistigen Strömungen, der sich während der langen Dauer von Arndts Leben vollzogen hat, war ebenfalls vielgestaltig. Die ersten Eindrücke des jungen Arndt stammen noch aus dem Geist der Aufklärung, die in seinem Denken übrigens unverwischbare Spuren hinterließ. Mächtig ergriffen wurde er von der deutschen Romantik, obwohl man ihn dem Kreis der Romantiker in engerem

Sinne nicht zuzählen darf. Von den frühreifen Romantikern seiner Generation unterschied er sich vor allem durch einen geradezu schwerfälligen Entwicklungsprozeß. Er setzte sich sehr langsam mit den neuen Bildungsinhalten der Zeit auseinander. Die Abgelegenheit einer nördlichen Provinz von den kulturellen Zentren unterstützte noch dazu die ihm angeborene Veranlagung. Die charakteristische Bedeutung seiner Erscheinung liegt überhaupt weniger in einer geistigen Originalität als in der Benutzung sowie Verarbeitung überkommener Vorstellungen und Begriffe. Sie liegt vor allem in der Stärke und in der Einfachheit eines sich gleichbleibenden Charakters, der sich in schweren Situationen bewährt hat.

Als das Deutsche Reich im Kriege gegen Frankreich 1871 gegründet wurde, schien Ernst Moritz Arndt mit seinen von Franzosenhaß erfüllten Liedern dem deutschen Nationalgefühl einen echten Ausdruck geben zu können. Unabhängig von der Frage nach der Schuld, die der Historiker im Zusammenhang eines Kriegausbruches, so auch 1870, zu stellen und zu beantworten gewohnt ist, erblicken wir heute anders als früher die Tragik und das Verhängnis, die darin liegen, daß die deutsche Ein-

heit im Kampf mit Frankreich verwirklicht wurde. Im Schlachtendonner von Sedan wurden gleichsam die Lieder wieder lebendig, die Arndt in oftmals durchaus nicht schönen Versen gesungen hatte, um das deutsche Volk nicht nur zum Kampf, sondern vor allem zum Haß anzufeuern.

Zu den Gedichten, die von Deutschen gesprochen und für Deutsche eine große Bedeutung hatten — bevor sie von anderen Gedichten abgelöst wurden —, gehört vor allem jenes:

„Was ist des Deutschen Vaterland?“

Sicherlich behauptete dieses Gedicht seinen festen Platz noch in deutschen Lesebüchern, als kaum jemand, nämlich seit 1871 in Deutschland daran dachte: „Das ganze Deutschland soll es sein — soweit die deutsche Zunge klingt.“ Das überschwengliche Wunschbild dieses Gedichtes stammt aus einer Zeit, als es noch kein „Deutschland“ gab und mit Recht jene Frage gestellt werden konnte, die bei anderen Völkern gar nicht aufkam. „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Je irrealer dieses Deutschland war, desto verführerischer und lockender mochte es sein, das unbekannte Vaterland so groß und so schön wie nur möglich darzustellen.

Wunsch nach Einheit und Freiheit

Mit dem Wunsche nach Einheit des Landes verband sich der andere Wunsch nach Freiheit. Selbstverständlich sollte es keine Freiheit in einem parlamentarisch verstandenen Sinne sein; vielmehr war an eine konstitutionelle Freiheit gedacht, die gegen fürstlichen Absolutismus schützen sollte. Zu bedenken ist der geschichtliche Erlebnisinhalt, über den eine Generation jeweils verfügt und von dem aus sie ihre Forderungen an die Zukunft stellt. Es ist deshalb nicht zutreffend, daß es sich nur um Freiheit nach außen gehandelt habe, die Arndt damals als Sprecher des patriotisch gestimmten deutschen Volkes stellte — nicht aber um Freiheit nach innen. Der Sinn des Kampfes gegen Napoleon war übrigens frühzeitig der Gegenstand einer Auseinandersetzung, die einige Jahrzehnte später in den Diskussionen des Vereinigten Landtags von 1847 darüber, ob es richtig sei, von Befreiungs- oder von Freiheitskriegen zu sprechen, einen Höhepunkt erfuhr. Ernst Moritz Arndt hätte niemals auf den Doppelsinn verzichten wollen und legte den Nachdruck sowohl auf die Befreiung als auch auf die Freiheit. Dieser Doppelsinn liegt auch jenem bei bestimmten Anlässen begeisterten gesungenen Liede zugrunde:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“

Wir haben mit beiden Liedern: „Was ist des Deutschen Vaterland“ und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ bereits solche Äußerungen des Arndtschen Nationalgefühls ausgewählt, die charakteristisch sind und deren Problematik der Erläuterung bedarf: Es ist oftmals festgestellt worden, wie schicksalhaft die Epoche war, in der ein deutsches Nationalgefühl in vollerem Sinne überhaupt erst entstand und in der faßte mit Macht die wachsenden Schichten eines gebildeten Publikums es sich entfaltete. Es bildete sich auf den literarischen Höhen, und es erstreckte sich schließlich bis in die Reihen der Soldaten, die — aus den entlegensten Teilen des alten deutschen Reiches stammend — marschierend das bemerkenswerte Erlebnis einer größeren Gemeinschaft erfuhren. Man kann sich das gar nicht konkret genug vorstellen. — Das keimende Nationalgefühl fand seinen Kristallisationspunkt im Haß gegen den fremden Eroberer, gegen Napoleon. Es war nicht nur das Ergebnis eines langsamen Prozesses, sondern auch und vornehmlich in seinem plötzlichen Aufleuchten die Reaktion auf die Eroberungs- und Unterdrückungspolitik Napoleons, mochte dieser auch in bestimmten Territorien durchaus fortschrittlichere Reformen mit sich gebracht haben.

Je länger desto mehr überwog der Franzosenhaß die Begeisterung für die Ideen von 1789 und die Bewunderung des Kaisers, an der auch Arndt eine zeitlang teilgenommen hatte. — So sind dem deutschen Nationalgefühl in seiner Geburtsstunde bestimmte aggressive Elemente hinzugefügt worden, die von Zeit zu Zeit besonders aktiv wurden. Es ist

indessen zu bedenken, daß das Nationalgefühl anderer Völker von solchen Elementen, solchen Gefühlen und Tendenzen ebenfalls keineswegs verschont geblieben ist. Wichtig für unseren Zusammenhang, in dessen Mittelpunkt Ernst Moritz Arndt steht, bleibt jedoch der Sachverhalt, daß das deutsche Nationalgefühl im leidenschaftlichen Kampf mit einem auswärtigen Gegner seiner selbst bewußt wurde. — Es kommt noch etwas hinzu: in diesem Kampf gegen Napoleon und gegen Frankreich erwachte, genährt aus der deutschen idealistischen Philosophie, der Stolz auf die angebliche moralische Überlegenheit über das Ausländische, besonders über alles Welsche, wie es damals und noch später genannt wurde. Bei des — das Drohende und das penetrant Moralische — haben das deutsche Nationalgefühl gelegentlich mehr ausgezeichnet, als es für das Vertrauen der auswärtigen Mächte zum Gang der deutschen Politik gut gewesen ist. Oft genug bestand ja gerade ein tiefer Widerspruch zwischen den Trägern, den Kündern dieses Nationalgefühls und den Repräsentanten der offiziellen Politik, die weit hinter den Forderungen der ersteren, d. h. hinter der nationalen öffentlichen Meinung zurückblieben. Die Lautstärke des Nationalgefühls täuschte oftmals über die wirkliche Politik des Landes und schadete nicht selten den echten nationalen Interessen. Dieser Vorgang läßt sich in der Geschichte vieler Völker im 19. Jahrhundert verfolgen — uns interessiert der Vorgang im deutschen Bereich.

Der charakteristische Vertreter des deutschen Nationalgefühls im Zeitalter des Kampfes gegen Napoleon war Ernst Moritz Arndt. Wollte man sein Nationalgefühl analysieren, so würde man seine Elemente und auch durchaus unedle Elemente feststellen. Er war vor allem ein großartiger Propagandist von allerstärkster Breitenwirkung. Durch ständiges Wiederholen bestimmter Gedanken und Formulierungen, durch einen sehr volkstümlichen Ton verstand er es, daß bestimmte Ideen Schichten erreichten, die von solchen Ideen sonst niemals erreicht worden wären.

Bevor ich mich einer Analyse der Arndtschen Ideen, vor allem ihrer Entwicklung zuwende, muß ich einen Gesichtspunkt, der schon angedeutet wurde, hervorheben. Arndt darf selbstverständlich nicht isoliert betrachtet werden. Der Franzosenhaß war — seit die napoleonischen Heere Deutschland besiegt und z. T. sogar besetzt hatten — der Bestandteil einer allgemeinen Stimmung, die im Aufbruch von 1813 geradezu in eine Kreuzzugstimmung überging. Arndt sprach aus, was die Mehrzahl der Menschen, vor allem in Norddeutschland fühlte. Nur ein Beispiel, und bewußt kein Beispiel aus dem Bereich der höheren Literatur möge an dieser Stelle den Sachverhalt veranschaulichen. Wilhelm von Kögeln beschreibt in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“, über denen ein milder Schimmer menschlichen Verstehens liegt, den wilden Franzosenhaß seiner Jugend, besonders zwischen der Nie-

derlage Preußens 1806 und den Befreiungskriegen 1813 bis 1815. Als Kinder — so berichtet der von warmer Menschlichkeit erfüllte Mann — hätten sie einen eigentlichen Unterschied zwischen Spitzbuben und Franzosen nicht anzunehmen vermocht, und seine Mutter habe in Napoleon „nichts anderes als eine dem Abgrunde der Hölle entstiegene Schreckgestalt, einen Dieb, einen Vielfraß an Ländern, Blut und eitler Ehre gesehen.“¹⁾

Daß Arndt eine der großen literarischen Quellen war, an denen sich das deutsche Nationalgefühl mit Haß gegen den westlichen Nachbarn erfüllte, das kann nicht bestritten werden. Er war der große Agitator des Krieges, und deshalb führt neben anderen Sachverhalten auf ihn jene Vorstellung zurück, die unter dem Namen der sogenannten deutsch-französischen Erbfeindschaft mehr im Denken als in der Politik des Landes eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Diese Feststellung bedarf sogleich der Ergänzung, denn es darf gleichwohl nicht vergessen werden, daß Perioden friedlicher Beziehungen zwischen beiden Völkern im 19. Jahrhundert das Empfinden einer „Erbfeindschaft“ zurückgedrängt haben. — Für uns stellt sich im Zusammenhang einer Untersuchung über Arndt die Frage, ob hinter seinem von der Zeit abhängigen und in die Zukunft hinein wirkenden Nationalgefühl nicht doch noch Schichten vorhanden sind, die uns heute unmittelbarer berühren, als jene schrillen Töne nationaler Selbstdarstellung, die oftmals in Selbstverherrlichung ausgeartet sind.

Ich bemerkte einleitend, Arndt sei nicht original in geistiger Beziehung. Seine persönliche Entwicklung spiegelt den besonderen Weg wider, den das deutsche Nationalgefühl zurücklegte, indem es das Weltbürgerliche ebenso wie die Bindung an den Einzelstaat, an den angestammten Fürsten überwand. Seine Familiengeschichte enthält ein Stück allgemeiner deutscher Sozialgeschichte.

Ernst Moritz Arndt war der Sohn eines Freigelassenen. Seinem Vater, dem Sohn eines leibeigenen Schäfers, war es durch die Gunst seines Herren, des Grafen Malte-Putbus, sowie durch eigene Tüchtigkeit gelungen, aus der Hörigkeit entlassen zu werden. Er hatte es im Laufe der Jahre zu mäßigem Wohlstand gebracht und konnte sich schließlich als selbständiger Gutspächter einen Lebensstil von bürgerlicher Breite

Ein Beitrag zur Aufhebung der Leibeigenschaft

Daß er in Greifswald zunächst Theologie studierte, bot sich für den begabten jungen Mann von selbst an. Das Studium der Theologie war damals nicht nur Voraussetzung für den Pfarrdienst, sondern auch für die Ausübung des Schuldienstes. Daß er sich aber von den fetten Pfarrstellen in Pommern und Rügen, die unter königlichem Patronat standen und nicht ohne Konnexionen vergeben wurden, nicht locken ließ, ist charakteristisch für ihn und spricht für die Selbständigkeit seines Charakters. — Er ging auf Reisen und lernte Deutschland, Österreich, Ungarn, einen Teil von Italien und vor allem Frankreich zwischen Revolution und Empire kennen.

Sein erstes wissenschaftliches Werk ist in mannigfacher Hinsicht aufschlußreich und läßt den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Leben bei Arndt deutlich erkennen. Es enthält Gedanken, zu denen er immer wieder zurückgekehrt ist, ja auf denen er stehen geblieben ist. Der „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen nebst einer Einleitung in die alte deutsche Leibeigenschaft“ wurde 1803 bei Georg Reimer, dem Inhaber der Realschulbuchhandlung in Berlin gedruckt. Es ist bezeichnend, daß dieses Erstlingswerk keine theoretische Darlegung im Stile der Zeit enthält, sondern vielmehr einen praktischen Versuch zur Verbesserung menschlicher Zustände darstellt. Der praktische Ansatz war für Arndt bezeichnend. Ihm war wohl bewußt, daß die glänzende aufsteigende Linie seiner eigenen Familie aus der Unfreiheit zu einem immerhin bequemen Lebensstil durchaus nicht die Regel sei und daß „die sozial-wirtschaftliche

und Behäbigkeit leisten. Die Bildung des Vaters reichte weit über das hinaus, was Leibeigene ihren Kindern geben konnten. Ernst Moritz Arndt verlebte eine glückliche Jugend. Dieser Hinweis soll seine Lebensgeschichte nicht etwa mit sentimentaligen Zügen versehen. Die Familie — so wie sie in und durch die Aufklärung geprägt worden war — bildete mit Strenge und zugleich mit Güte den Lebensgrund des jungen Arndt.^{1a)} Seine Heimat, die Insel Rügen, war ein Teil Schwedens, so daß die Anhänglichkeit an das schwedische Königshaus das zunächst nicht vorhandene deutsche Nationalgefühl ersetzte. Die Liebe zu den skandinavischen Ländern und Völkern hat Arndt niemals verlassen, und er gehört in die lange Reihe deutscher Nordlandsehnsucht hinein. Die monarchische Gesinnung, in der der Jüngling aufwuchs, war dem schwedischen König Gustav IV. Adolf zugewendet. Arndt hat stellvertretende Bedeutung für viele Deutsche, die bis weit ins 19. Jahrhundert hinein in ihrem Bewußtsein den Übergang von einer zur anderen Nation vollzogen. Dieser Übergang gewann bei ihm exemplarische Bedeutung, weil er der leidenschaftliche Vertreter sogenannter *Deutschheit* wurde, nachdem er *ähnlich* den schwedischen Patriotismus und Royalismus vertreten hatte. Im Rückblick auf sein Leben entwarf er ein lebensvolles Bild seines Onkels Hinrich, des Patriarchen der Familie, der ihn — so schreibt er — „mit seiner Heftigkeit unwiderstehlich in die Schwedenliebe und Schwedenverehrung hineingezogen habe.“

„Wie sollte ich denn die Könige nicht angebetet und über alle Republiken, griechische, römische, platonische und fichtische gestellt haben?“ Im Ganzen darf man sagen, daß Arndt ursprünglich mehr „ein schwedisches als ein deutsches Herz“²⁾ hatte, zumal der preußische Staat als „korporalisch — freudenlos und fiskalisch hart empfunden wurde.“ Das Problem „Preußen“ soll noch gestreift werden.—

Kindheit und Jugend brachten Arndt eine sehr intime Kenntnis der Wirklichkeit ein, der Wirklichkeit des ländlichen Lebens, das ja im damaligen Deutschland die eigentliche Lebensform darstellte. Er erlebte „Volk“ auf eine sehr natürliche, ja konkrete Weise und bedurfte nicht eines Umweges über „Literatur“ — wie viele Romantiker — um das Wesen des Volkes zu erkennen und zu begreifen.

„wie geistig-sittliche Stellung der Landbevölkerung“³⁾, der er entstammte, keineswegs befriedigend war. Praktische und ideale Erwägungen trafen zusammen. Er schrieb nicht zuerst als Historiker, obwohl er inzwischen an der Greifswalder Universität Geschichte lehrte und obwohl er auch zu zeigen wünschte, wieso es zum Zustand der Leibeigenschaft gekommen war. Dem Buch stand das Motto voran: „In einem freien Staate müssen Geist und Zunge frei sein.“ — Ja, für den Geschichtsprofessor Arndt waren andere als historische Maßstäbe, wie sie bald in der Schule Niebuhrs und Rankes zur strengsten Anwendung kamen, maßgebend. „Er wollte die Sache aus dem Gesichtspunkt des Staates und der Menschheit, für welche der Staat nur gemacht sein soll, betrachten“. Eine Einschränkung der Menschenkräfte für fremde Zwecke sei nicht zulässig. Es sei auch nicht zulässig, daß eine Klasse nur zum Herrschen, die andere nur zum Dienen bestimmt sei. Auf diese Weise werden seiner Ansicht nach Menschen und Staaten brutal, weil sklavisches Behandlung sklavisches Gemüter erzeugen. Und nur zu leicht schreibe man dem Schicksal zu, was doch nur Schuld des Menschen sei. Der Zweck des Staates wird darin gesehen, glückliche Menschen zu machen und als eine organisierte Gemeinschaft „die Menschen zu veredeln“. — Nachdem er dem Verleger das Manuskript geschickt hatte, schrieb er in seinem Brief: „Ich habe meine Wahrheit bekannt, wie wir es müssen zu unserer Zeit, und ich würde mich freuen über mein Land, wenn meine Worte wirkend werden könnten, woran ich leider zweifle.“⁴⁾ Die Worte wurden in der

1a) Vgl. Wolfram, S. 25.

2) Ebenda, S. 29.

3) Vgl. Müsebeck, S. 89.

4) Ebenda, S. 99.

1) Wilhelm von Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Leipzig 1959, S. 101.

Tat wirkend, und die Schrift hat dazu beigetragen, daß die Leibeigenschaft in Schwedisch-Pommern durch königliches Edikt aufgehoben wurde.

Gewiß handelte es sich um eine Schrift des jungen Arndt, wenn er damals auch immerhin 33 Jahre war, sich also in einem Alter befand, in dem seine romantischen Generationsgenossen den größeren Teil ihrer Lebensleistung schon vollbracht hatten. Es sind aber Gedanken, die in seinem Leben und in seinen Schriften niemals ganz zurückgetreten sind. — Gewiß mußte die weltbürgerliche Stimmung, in die Arndt tief eingetaucht war, in den Jahren verblasen, in denen die

Nation zum Kampf gegen Napoleon mobilisiert werden sollte. Individuum und Menschheit behielten trotzdem ihren Rang im allgemeinen Wertekatalog. Der praktische Ausgangspunkt, die Nähe zum Boden — nicht in einem mystischen Sinne, sondern sehr praktisch und erfahrungsgesättigt — verhinderte — so möchte ich sagen — jene Staatsvergötterung, wie sie mit dem Namen Hegels, bis zu einem gewissen Grade auch mit dem Treitschkes verbunden ist. Von letzterem trennte ihn die volksnahe Gesinnung. Treitschkes berühmter Satz aus der Auseinandersetzung mit den Sozialpolitikern, daß sich Millionen plagen müßten, damit einige Tausend Kultur schaffen und genießen könnten, enthielt keine Spur Arndtschen Geistes.

Das Humane stand im Mittelpunkt seines Schaffens

Wie sehr der Mensch und Menschheit noch lange in seinem Denken im Vordergrund bleiben, zeigen auch jene anderen Schriften der ersten Schaffensperiode, mit denen er sich als ein Publizist großen Ranges beim deutschen Lesepublikum durchsetzte: „Germanien und Europa“, „Fragmente über Menschenbildung“ und die ersten Teile des „Geistes der Zeit“. „Germanien und Europa“ bleibt in der Geschichte des deutschen Staats- und Nationalgedankens denkwürdig. Erstmals im deutschen Schrifttum erscheint in dieser aus historischen Vorlesungen hervorgegangenen Schrift die Forderung nach Einheit von Volk und Staat. Aus dem Studium der Geschichte, aus der sorgfältigen Beobachtung der Gegenwart, aus den Reiseerfahrungen der letzten Jahre, gelangte Arndt zu der Erkenntnis: „Es regt sich allenthalben in Europa, vorzüglich aber im deutschen Lande, ein neuerlich lebendiger Geist, von welchem die Väter nichts wußten und von welchem die Söhne nichts wissen, wie sie dazu gekommen sind.“ So wird das Thema des Zeitgeistes von Arndt angeschlagen, aber er ist selbst unsicher, wie er diesen Geist bestimmen solle. Die Vermischung nationaler und weltbürgerlicher Motive spiegelt jene geschichtliche Situation wider, in der sich das deutsche Nationalgefühl noch innerlich mit weltbürgerlichem Geiste verband.

Diese Verbindung konnte allerdings verschiedene Wirkungen haben. Zu den wohltätigen Wirkungen — so dürfte gesagt werden — gehört die Rücksicht auf Wert und Bedeutung des Einzelmenschen und auf sein moralisches Wohlverhalten, wobei durchaus ein Hauch vom philanthropischen Geiste des 18. Jahrhunderts zu spüren ist. „Sei an deinem Platze hilfreich, menschlich, gerecht, und deine Liebe zum einzelnen geht in die Unendlichkeit hinein, als Wechselwirkung auf das Allgemeine über — du bist ein rechter Weltbürger.“⁵⁾ Und weiter fragte er an derselben Stelle: „Der Stolz auf die Würde, ein Mensch zu sein, ein freies, selbstgenügsames Wesen, die erste Quelle aller Humanität, wohin ist er? Daß der Arme und Kleingeborene hündisch vor dem Großen und Reichen ist, der ihm doch nichts schenkt: ist es nicht ein schrecklicher Beweis von Inhumanität des Zeitalters, wie die tiefe Verachtung aller Größe und Tugend im Kittel?“

Arndt schwebte ein Bild des Staates vor, der auf Vaterlands-
liebe, Gerechtigkeit und auf Freiheit gegründet sein sollte, und der Zeitgenosse der Französischen Revolution fragte nach den Kontrollen, die der ausübenden Gewalt zur Seite gestellt werden könnten, damit sie nicht zur Tyrannin werde. Im Worte Vaterlands-
liebe schwingt die anheimelnde Stimmung eines bürgerlichen Zeitalters mit — wie ja überhaupt echte Vaterlands-
liebe ohne Freiheit und Gerechtigkeit nicht denkbar ist.

Noch aber war die Vaterlands-
liebe, die übrigens für ihn auch nicht ohne Gerechtigkeit des Staates denkbar war, nicht unbedingt an Deutschland geknüpft. Sie war ein geistiger Trieb, der auch in Schweden ausschlagen konnte, wie sich in den nächsten Jahren zeigen sollte. Die Betrachtung dieser Jahre des Überganges ist deshalb so besonders reizvoll, und der Goldgehalt ihrer Gedankenfülle über das Ewig-Menschliche sollte für uns nicht verloren gehen. Das Humane steht im Mittelpunkt der 1805 erschienenen Fragmente über Menschenbildung, deren

Geist nur ein Satz kennzeichnen soll: „Es ist schön, sein Vaterland zu lieben und alles für dasselbe zu tun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch zu sein und alles Menschliche höher achten als das Vaterländische. Der edelste Bürger kann auch der edelste und unbefangenste Mensch sein. Aber um dies sein zu können, muß man keinen zum Bürger machen, ehe denn der Mensch ist.“⁶⁾ In diesen Fragmenten wird noch die Relativität des nationalen Wertes betont, wie-
wohl das Nationale durchaus in seinem Wert und in seiner vorläufigen Notwendigkeit anerkannt wird. „Wir wollen uns bilden, wie wir können, nach des Landes besten Sitten und Weisen, bis eine allgemeine Sitte herrschend werden kann; die besseren von uns werden sich dann auch mit den edleren Franzosen verbinden, an dem Punkte, wo alles Konventionelle zu Boden fällt und der Mensch den Menschen selbst in der höchsten Urbanität als Bruder umarmt. Daß dies geschehen könne, dahin zielt meine Bildung, und meine Jünglinge, gebildet wie ich es will, werden mit Leichtigkeit und Bescheidenheit unter die Menschen treten, weil sie das Gefühl des Mäßigen und Schönen mitbringen müssen.“

Die Menschen sind also nicht um des Staates willen da, sondern der Staat ist da, damit die besten Menschen werden. Der Einfluß Rousseaus auf Arndt ist unverkennbar. Was diesen Ansichten Arndts ihren Reiz gibt, ist die Kraft echter Menschlichkeit, die man scheinbar am allerwenigsten bei dem vermutet, der die Worte dichtete: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Auf der Schwelle in jene Perioden seines Lebens und auch der allgemeinen Geschichte, in der der nationale Haß die große Leidenschaft wurde, entstand noch einmal ein schönes Bild deutsch-französischer Verständigung und sogar Gemeinschaft. So wurde Arndt damals von der Hoffnung belebt, daß in ferner Zukunft einmal germanisches und römisches Menschentum sich finden möchten in einem allgemein gültigen Humanitätsideal, zumindest in einer gemeinsamen europäischen Kultur, herrschend vornehmlich auf Antike und Christentum und dem angeborenen Menschenwandel des europäischen Menschen entsprechend.

Es muß festgestellt werden, daß die angedeutete menschlich-geistige Grundlage des Arndtschen Nationalgefühls in den späteren Jahren wohl weniger zum Ausdruck kommt, aber niemals etwa ganz verschwindet, „und dadurch unterscheidet er sich“ — wie zutreffend gesagt wurde — „aufs Stärkste von dem engen platten Nationalismus, für den er so oft Namen und Worte hat leihen müssen.“⁷⁾

Seit er sich Ende 1806 ganz Preußen, dem zunächst sehr kritisch betrachteten Staat anschloß, nahm die Agitation gegen das Frankreich Napoleons alle seine Kräfte in Anspruch. Ich sprach vorhin von der Bedeutung, daß sich das deutsche Nationalgefühl allmählich aus der Verklammerung mit weltbürgerlichem Geiste gelöst habe. Es wurde bereits auf die Bedeutung hingewiesen, die in der Verklammerung des deutschen Nationalgefühls mit weltbürgerlichem Geiste und in der allmählichen Trennung beider Kräfte lag. Solche Verklammerung mochte die Neigung des deutschen Nationalgefühls zu einer Verabsolutierung, zu

5) Vgl. Ruth, S. 88.

6) Vgl. Müsebeck, S. 145.

7) So Ruth, S. 92.

einer Gleichsetzung mit der allgemeinen Menschheit begünstigen — ein geistiger Vorgang, der die Äußerungen dieses Nationalgefühls oftmals so unerträglich und für unsere Ohren geradezu peinlich macht. Davon ist Arndt nicht nur nicht frei, sondern er hat den angedeuteten Vorgang maßgeblich beeinflusst. Daß deutsche Treue und Redlichkeit angeblich welscher Falschheit und List gegenüberstehen und daß der liebe Gott ein *d e u t s c h e r* Gott sei — das gehört zu dem Vokabularium, das damals und auch später verwendet wurde und das erst recht bei Arndt die Gefühle des Hasses nicht nur gegen Napoleon, sondern erst recht gegen Frankreich zum Ausdruck bringt. „*Ich hasse alle Franzosen ohne Unterschied im Namen Gottes und meines Volkes — ich lehre diesen Haß den Söhnen meines Volkes — ich werde mein Leben daran arbeiten, daß der Verachtung und der Haß gegen dieses Volk tiefe Wurzeln in deutsche Herzen schlägt.*“⁸⁾ — Das war gewiß in der Psychose des Krieges geschrieben; Arndts Publizistik war — so möchte ich sagen, — ein Teil der psychologischen Kriegführung von 1812 bis 1815. Ganz ähnliche Töne schwingen ja in Theodor Körners „Jägerlied“ aus dem Jahre 1813 mit.

Der Freiheitskrieg führte Ernst Moritz Arndt auf die Höhe des Lebens. Er gab seine Greifswalder Professur auf und wandte sich nach Rußland, wo sich deutsche Patrioten um den Reichsfürstern vom Stein sammelten. Über diese Jahre berichten nicht nur die Erinnerungen aus dem äußeren Leben, sondern das schöne Büchlein: „*Meine Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein.*“ Der Rechenschaftsbericht über diese Zeit ist sympathisch bescheiden ausgefallen. Arndt war das, was man einen „zweiten“ Mann nannte, und er fühlte sich auch so, ohne daß sein bürgerliches Selbstbewußtsein darunter gelitten hätte. Ihm wurde das Glück zuteil, daß sich seine persönliche Entwicklung mit ihren reichen Veranlagungen und die Bedürfnisse seiner Gegenwart im Zeitalter der Freiheitskriege auf eine geheimnisvolle Weise begegnet⁹⁾. Der

„Kurzer Katechismus für deutsche Soldaten“ — auch heute noch lebendig

Aus dem Leben unserer Gegenwart heraus bekommt vor allem jener Teil der Arndtschen Bemühungen Gewicht, die dem Aufbau der Deutschen Legion in Rußland gewidmet waren. Sie setzte sich aus Freiwilligen und aus deutschen Gefangenen zusammen, bildete sich in scheinbarem Ungehorsam gegen den noch immer mit Napoleon verbündeten preußischen Staat und folgte doch einem sittlichen Gesetz des Gehorsams. Für den Gebrauch in der Legion schrieb Arndt einen „*Kurzen Katechismus für deutsche Soldaten*“ (1812), der später ergänzt wurde und eine Reihe von Auflagen erlebte. Hier tauchten Gedanken auf, zu denen wir noch heute Zugang haben können und die uns wieder an Arndt Züge erkennen lassen, die an dem gefeierten Jubilar der Schützen-, Turner- und Sängerkulte kaum sichtbar werden. Mit den Fragen, die die Deutsche Legion stellte, rührte Arndt an die Grenzen bisheriger Staatsauffassung, die vor allem den Gehorsam des Soldaten gegenüber seinem Fürsten einschloß. Wenn Arndt die Ehre des Soldaten denjenigen beschrieb, die soeben aus dem Eide gegenüber ihrem Könige entlassen worden waren, um für die höchste Idee des Vaterlandes und der Freiheit zu kämpfen, so sprach er trotz der altertümlichen Sprache Worte von bleibendem Werte aus. Soldaten im Widerstand sind sich solcher Werte in unserer Gegenwart wieder elementar bewußt geworden.

Hinter solcher Auffassung standen die Ablehnung des stehenden Heeres, einer ferner die Verneinung besonderer Offiziersehre sowie die Forderung nach allgemeiner Volksbewaffnung. Es handelt sich um Ansichten, mit denen Arndt am unmittelbarsten aus den Erfahrungen des 18. Jahrhunderts in den Frühliberalismus hineinreicht und schließlich um Ansichten, die vom deutschen Sozialismus übernommen und festgehalten worden sind. Seit eh und je lehnte Arndt stehende Heere als ein Übel ab. Daß der Soldat dem Bürger vorgezogen werde, darin erblickte er einen Schaden des alten Staatensystems. Der Zugang zu Preußen war ihm lange Zeit nicht zuletzt durch dessen militärischen Zuschnitt, durch

Ton seiner nationalen Publizistik hatte sich im intensiven Studium des Alten Testaments gebildet, wovon ausführliche Bibelexzerpte zeugen. „*Das nationale Pathos der jüdischen Propheten und die strenge Majestät des alttestamentlichen Gottes*“¹⁰⁾ haben in den Schriften dieser Zeit unverkennbare Spuren hinterlassen. Der Gott des Alten Testaments wurde für Arndt in diesem Kriege Europas gegen das napoleonische Frankreich „*der Rächer, der Furchtbare, der Zermalmende, der nach Kampf und Krieg gelüstet.*“¹¹⁾ Man sollte übrigens Arndts Beschäftigung mit dem Alten Testament sowie seine Bewunderung Moses' bedenken, wenn man sich seine Stellung zu den Juden erklären will. Die Aufklärung hatte die Judenemanzipation vorbereitet, und noch war es eine Zeit des Übergangs. Arndts Haltung ist repräsentativ. Seine Abneigung gegen die Juden, die übrigens nicht so schroffe Formen annahm wie bei anderen Repräsentanten des Geisteslebens wird durch die immer wieder ausgesprochene Hoffnung des 19. Jahrhunderts ergänzt, daß die Juden in zwei bis drei Generationen ganz im deutschen Volk aufgegangen sein möchten. Es war auch die große Hoffnung eines Teils der jüdisch-deutschen Patrioten im 19. Jahrhundert.

Die Freiheitskriege von 1813—1815 erwecken in uns — den Deutschen der Gegenwart — andere Gefühle als in den Deutschen irgend einer früheren Generation, die aus dem ungebrochenen Nationalgefühl heraus sogenannte vaterländische Geschichte betrieb und betrachtete. Diese Epoche behält für uns *t o t z d e m* ihre positive und starke Stellung im Zusammenhang unserer Gesamtgeschichte. Für uns liegt der Nachdruck auf dem glücklichen Zusammenklang von deutschem Nationalgefühl und europäischem Bedürfnis nach Abwehr einer Hegemonie in jener Weltstunde, und wir wehren uns mit gutem Grunde und gutem Gewissen gegen einen Mißbrauch dieser nationalen Erhebung mit weltbürgerlichem Gehalt, wie er jüngst etwa im Zeichen einer sogenannten „deutsch-russischen Freundschaft“ gegen Westeuropa versucht wird.

dessen Drill schwer gemacht worden, so daß er im „Geist der Zeit“ über Friedrich den Großen zum Beispiel schreiben konnte: „*Wir Deutschen, wenn wir uns als Volk ansehen, haben uns dieses Königs wenig zu erfreuen gehabt, ja keiner hat uns so sehr geschadet, nicht bloß scheinbar, sondern wirklich. Ich muß so harte Anklagen beweisen und will es.*“ Als er diese Anklagen im „Geist der Zeit“ niederschrieb, meinte er, in erster Linie Friedrichs Angriff auf Österreich im Jahre 1740 und darüber hinaus den mechanischen Staat des 18. Jahrhunderts zu treffen, aber über diese Anklagen gegen den Staatsmechanismus hinaus blieb Arndt innerlich bürgerlich und dem Berufsmilitär gegenüber mißtrauisch gesinnt. Erst der freundschaftliche Umgang mit hohen Offizieren der Freiheitskriege änderte sein Urteil.

Arndt hat schließlich mit anderen viel dazu beigetragen, den Krieg zu verherrlichen, obwohl er die Schrecken des Krieges im russischen Winter 1812 selbst erlebt hatte. Wenn das festgestellt wird, darf aber nicht vergessen werden, daß der Befreiungs- und Freiheitskrieg das auf-rüttelnde und zentrale Erlebnis dieser Generation gewesen ist, daß Arndt immer den sogenannten *g e r e c h t e n* Krieg verteidigt hat und daß er in den Soldatenkatechismus die Worte aufgenommen hat: „*Darum ist in der Natur keine größere Schande als ein Krieger, der die Wehrlosen mißhandelt, die Schwachen nötet und die Niedergeschlagenen in den Staub tritt.*“ In solchen Zeilen atmet der Geist jener Reformer, deren höchstes Ziel es war, freie Bürger zu erziehen.

Wir dürfen Ernst Moritz Arndt nicht an modernen Maßstäben messen. Viele seiner sozialen und politischen Forderungen — so etwa die nach Erneuerung des Zunftzwanges und der Innungen — waren schon in ihrer Zeit rückständig. Er war durchaus ein exakter, kein romantischer Liebhaber und Kenner des Volkslebens, und doch hat er „Volkstum“ idealisiert und romantisiert. Er war ein Gegner jeglicher Geheimbündelei, und der Abstand zum Turnvater Jahn ist nicht nur durch das Bil-

8) Vgl. Kohn, S. 796.

9) Vgl. Ruth, S. 160.

10) Ebenda, S. 165.

11) Ebenda, S. 165.

dungsgefälle groß. Arndt wollte in einem einigen Deutschland die Idee der politischen Freiheit verwirklichen, und er verstand darunter Mitwirkung an der Gesetzgebung und vor allem Herrschaft des Gesetzes. Noch in seinen Erinnerungen bezeichnet es der fast Achtzigjährige als „größten und schlimmsten Verlust“, „wenn man das Volk gewöhne, daß ohne Form Redens Recht gestiftet werden könne.“ Er hat uns ein lebensvolles Bild des Freiherrn vom Stein hinterlassen, der den Schriftsteller einmal in die Nähe großer Entscheidungen geholt hatte. Was er über ihn sagt, spiegelt im Dreiklang seinen eigenen politischen Idealismus wider: Er bezeichnete Stein nämlich als Menschen, Mitbürger und als Staatsmann.

Noch ein abschließendes Wort möge gesagt sein über Arndts Haltung im Unglück; denn hier zeigte sich die Härte seines Charakters. Nachdem auf dem Wiener Kongreß 1814 und 1815 die Neuordnung Europas in einem restaurativen Sinne wieder befestigt war, brachen jene Demagogenverfolgungen aus, denen viele freiheitlich gesinnte Patrioten zum Opfer fielen. Zu ihnen gehörte auch Ernst Moritz Arndt, dem der preußische Kultusminister sein Bonner Katheder sperrte. Liest man die Briefe aus jener Zeit, so spürt man die sittliche Kraft der Überzeugung, die Arndt erfüllte und die ihn alle Enttäuschungen in Kauf nehmen ließ. Als er einem Verhör unterzogen und als seine Schriften peinlich untersucht wurden, schrieb er seinem Freunde und Schwager, Friedrich Schleiermacher: „Du sollst also wissen, daß es mir gut gehen wird und daß ich wie ein Mann schußfest stehen werde; denn ich stehe auf gutem, sicheren Boden der Wahrheit und des Rechts.“

Das Bewußtsein, daß der Bürger und besonders der Professor an der Wahrheit und am Recht festhalten sollen, ist ein größeres Vermächtnis des Mannes an uns als manche seiner Lieder und Reden.

Literatur

- FAHRNER, R.: Arndts geistiges und politisches Verhalten, 1937.
 GUNDOLF, F.: Hutten, Klopstock, Arndt, 1924.
 HASHAGEN, J.: Freiheit und Gebundenheit bei Ernst Moritz Arndt. In: Historische Vierteljahresschrift Bd. 26/1931.
 KOHN, H.: Arndt and the Character of German Nationalism. In: The American Historical Review, Bd. 54/1946.
 MUSEBECK, E.: Ernst Moritz Arndt (Eine Biographie) Bd. I, 1914.
 RUTH, P. H.: Arndt und die Geschichte. In: Beiheft 18 der Historischen Zeitschrift, 1930.
 WOLFRAM, R.: Ernst Moritz Arndt und Schweden. Zur Geschichte der deutschen Nordsehnsucht, 1933.

Anmerkung:

Walter Bußmann, Dr. phil., o. Prof. an der Freien Universität Berlin für die Wissenschaft von der Politik sowie für neuere und neueste Geschichte.

Veröffentlichungen:

- Heinrich von Treitschke. Sein Welt- und Geschichtsbild (1952).
 Das Zeitalter Bismarcks (2 1957).
 Verschiedene Aufsätze zur neueren und neuesten Geschichte.

WERNER CONZE

Nationalstaat - Weltrevolution - Weltgeschichte

Referat auf der Jahrestagung der WIPOG (Wirtschaftspolitische Gesellschaft von 1947) am 29. Januar in der Paulskirche zu Frankfurt.

Im Jahre 1828 lernte der junge Leopold Ranke in Wien den serbischen Patrioten, Schöpfer der Schriftsprache und Sammler der Lieder seines Volkes, Vuk Stefanović Karadžić, kennen. Er erhielt dadurch Kenntnis vom Freiheitskampf der Serben gegen die Türken und ließ sich durch diese ihm fremde Welt und das darin enthaltene historische Problem so stark anrühren, daß er seine „Geschichte der serbischen Revolution“ schrieb. Ranke sah die Unabhängigkeitsbewegung der Serben als „Emanzipation“, „Revolution“ oder „Umwälzung“ und erfaßte damit an einem damals aktuellen Beispiel den Teil eines großen Vorgangs, der weit über Serbien hinausging und den wir heute als den Gang der modernen Revolution über die Erde in ihrer typischen Verbindung von nationaler und sozialer Bewegung erkennen. Was Ranke damals bei den Serben entdeckte, trifft genau unser Thema, dessen Gegenstand die Situation der Gegenwart unter dem Druck der revolutionären Umwälzungen der modernen Welt ist. Ranke bezog allerdings den Emanzipationsprozeß, zu dem die Nationalstaatsbildungen der Balkanvölker gehörten, noch fast allein auf Europa. Er fügte die Bewegung auf dem Balkan weniger in die große weltrevolutionäre Welle ein, als vielmehr in sein Geschichtsbild der Einheit und Überlegenheit des Abendlandes mit seinen atlantischen und osteuropäischen Ausstrahlungen — Rußland gehörte seit Peter dem Großen dazu — im Gegensatz zur außerchristlichen Welt, die das christliche Europa von asiatischen Steppenvölkern und vom Islam her, in der neueren Zeit besonders durch das Osmanische Reich, bedroht hatte. Trug die Emanzipation der christlichen Balkanvölker zur Festigung der Vormacht- und Vorrangstellung Europas auf der Erde und zur endgültigen Entkräftung der Türkei als einer einstmals gefährlichen Großmacht bei, so war Ranke bereit, den politisch-sozialen Explosionsstoff, der in jeder nationalrevolutionären Bewegung, nicht zuletzt auch der südslawischen lag, gering zu schätzen; denn er sah diese Bewegung noch nicht über Europa hinauswachsen, und er glaubte nicht, daß der Bestand der europäischen Hauptmächte durch diese Randerscheinung wirklich in Frage gestellt sein könnte. Er erblickte sie vielmehr im Zusammenhang einer Vollendung der Weltgeschichte in ihrem Gang vom alten Orient über das klassische Altertum zum christlichen Abendland mit seinen nach Westen und Osten reichenden Erweiterungen, sowie endlich in der europäischen Ausbreitung und Herrschaft über die ganze Erde. Wohl nirgends hat Ranke seiner Überzeugung einer derartig gefaßten „Weltgeschichte Europas“ (Hans Freyer) so eindringlich und so voller harmonisierender Zukunftserwartung Ausdruck gegeben wie im Jahre 1879 am Schluß seiner dritten Auflage des Buches über die serbische Revolution, dem er nun den abschwächenden Titel „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“ gegeben hatte. Dort heißt es:

„Das Leben des menschlichen Geschlechts liegt heutzutage in den Völkern romanischen und germanischen Stammes und denen, die sich

ihnen angeschlossen, assimiliert haben, slawischen und selbst magyarschen Ursprungs. So mannigfaltig auch unsere inneren Entzweigungen, so verschieden und oft feindselig unsere Tendenzen sein mögen, so bilden wir doch der übrigen Welt gegenüber eine Einheit. Einst blühten auch andere Nationen und Völkersysteme; von anderen Prinzipien belebt, in Aufnahme, Fortgang und bemerkenswerter, in sich bedeutender Ausbildung innerer Institutionen begriffen; jetzt gibt es deren so gut wie nicht mehr.“

Nachdem er den Verfall des Osmanischen Reiches festgestellt hatte, das nur deswegen noch bestehe, weil es die europäischen Mächte nicht zertrümmern wollten, fährt Ranke fort:

„Das Osmanische Reich ist von dem christlichen Wesen übermannt und nach allen Richtungen durchdrungen. Sagen wir: das christliche Wesen, so verstehen wir darunter freilich nicht ausschließlich die Religion; auch mit den Worten Kultur, Zivilisation würde man es nur unvollkommen bezeichnen. Es ist der Genius des Okzidents. Es ist der Geist, der die Völker zu geordneten Armeen umschaafft, der die Straßen zieht, die Kanäle gräbt, alle Meere mit Flotten bedeckt und in sein Eigentum verwandelt, die entfernten Kontinente mit Kolonien erfüllt, der die Tiefe der Natur mit exakter Forschung ergründet und alle Gebiete des Wissens eingenommen und sie mit immer frischer Arbeit erneuert, ohne darum die ewige Wahrheit aus den Augen zu verlieren, der unter den Menschen, trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Leidenschaften, Ordnung und Gesetz handhabt. In ungeheuerem Fortschritt sehen wir diesen Geist begriffen.“ Amerika sei von ihm erfaßt worden, er durchdringe nun auch Afrika und Asien „und kaum China verschließt sich ihm noch.“ „Unaufhaltsam, vielgestaltig, unnahbar, mit Waffen und Wissenschaft unwiderstehlich ausgerüstet, bemeistert er sich der Welt.“

Im panegyrischen Schwung dieser Sätze spüren wir noch heute die innere Erregung, in der der alte Ranke den weltgeschichtlichen Moment beschrieb. Es war das Gefühl des Geretteten, der auf die Not und Gefährdung nicht ohne Schauder zurückblickt und sich der neu gewonnenen Sicherheit als eines offenbar unantastbaren Besitzes für die Zukunft freut. Er wußte genug von dem bedrohten Dasein der Völker und Menschen in dem Auf und Ab der Machtkämpfe und der „barbarischen“ Einbrüche in die gesittete Welt im Lauf der bisherigen Geschichte, um sich nun mit Befriedigung einem neuen Lebensgefühl hinzugeben, das der europäischen Weltzivilisation entsprach, die mit ihren unübertrefflichen Waffen jede von außen kommende Beunruhigung des in sich ausbalancierten Systems der großen Mächte verhindern konnte und mit ihrer Wissenschaft die ganze Erde sowohl im technisch-wirtschaftlichen wie im moralischen Sinne zu zivilisieren im Begriffe war.

Achtzig Jahre nachdem Ranke diese Sätze niederschrieb, muten sie uns erschreckend selbstsicher und vordergründig an, da in dieser Gegenwartsdarstellung die Prognose einer entdämonisierten, sicher gemachten, abendländisch beherrschten und beglückten Erde enthalten war — eine Prognose, die durch alles, was die aufgeschreckten, gequälten und desillusionierten Menschen aller Völker und Rassen seit dem Beginn unseres Jahrhunderts erlebt haben, widerlegt zu sein scheint. Im Jahre 1879 sprach allerdings viel für die Sicht Rankes, den wir als den Sprecher einer ganzen europäischen Generation jener Zeit annehmen können. Der deutsche und der italienische Nationalstaat waren geschaffen worden, getragen von nationalen Volksbewegungen, ermöglicht durch maßvoll begrenzte Kriege und vollendet durch die Kunst traditioneller Diplomatie. Unberechenbare Wildheit oder revolutionäre Maßlosigkeit, die vielfältig sich regten, waren nicht zur Wirkung gekommen. Die Italiener und noch weit mehr die Deutschen verzichteten auf die volle Erfüllung ihrer nationalen Wünsche, indem sie die Erhaltung des österreichischen Kaisertums, von nun an der Monarchie Österreich-Ungarn, hinnahmen und die italienischen wie die deutschen Österreicher außerhalb beider Nationalstaaten nach einer gewissermaßen vorrevolutionären oder alteuropäischen Weise in ihrer Vielvölkermonarchie wohnen ließen. Dieser Verzicht bedeutet den Willen zur Einordnung

in das europäische Maß des Staatensystems, das durch die Ereignisse der Jahre 1859 bis 1871 zwar vorübergehend erschüttert, aber doch grundsätzlich erhalten geblieben war.

Dies europäische System, das durch die Lösung der 1815 unbefriedigend geregelten deutschen und italienischen Fragen neu beruhigt und gefestigt erschien, weitete sich in eben der gleichen Zeit, wie selbstverständlich, zum europäischen Weltstaatensystem über die Erde aus, wobei auch Deutschland und Italien sich am letzten Akt der Erdaufteilung noch gerade mitbeteiligen konnten. Die amerikanischen Staaten, das heißt, die hundert Jahre zuvor von Großbritannien und vor einem halben Jahrhundert von Spanien und Portugal abgefallenen ehemaligen Kolonien mit europäischen Sprachen und Kulturen, störten dies System nicht, konnten ihm vielmehr als ungefährliche Randgebiete zugerechnet werden. Asien und Afrika aber standen den europäischen Mächten im unmittelbaren Kolonialbesitz oder zur wirtschaftlich-politischen Durchdringung offenbar ungehindert zur Verfügung.

Ranke hat hier den weltgeschichtlichen Moment der siebziger bis neunziger Jahre festgehalten, in denen zum ersten Mal die sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert erst allmählich und dann beschleunigt vorbereitende Einheit der Erde in vollem Sinne vollendet hat.

Höhepunkt der Weltgeltung Europas

Alle außereuropäischen Kulturkreise waren durch europäische Menschen entweder vernichtet, wie in Amerika, oder aufgebrochen, beherrscht, überschichtet, sowie durch Handel und Mission zum wirtschaftlichen Austausch und zur geistigen Auseinandersetzung gezwungen, kurz: aus ihrem in sich selbst ruhenden Dasein herausgerissen, in Bewegung gebracht und dabei auf Europa bezogen worden; und zwar so, daß an keiner Stelle Asiens oder Afrikas geistige, wirtschaftliche oder machtpolitische Eigen- und Gegenkräfte mit Aussicht auf Erfolg von diesen anderen Völkern und Rassen — so schien es damals — gegen Europa eingesetzt werden konnten. Die Erde war zusammengewachsen, aufgeteilt, verlor die Trennungslinien ihrer Kulturkreise und wurde durch politische Grenzen oder Interessenphären der konkurrierenden europäischen Mächte, die nur Amerika bis zu einem gewissen Grade aussparten, vollständig durchzogen. Daraus folgte, daß es keine politische Expansion in „leere“, unbeherrschte Räume mehr geben konnte, oder anders ausgedrückt: daß die europäischen Weltmächte sich nun überall auf der Erde grundsätzlich ähnlich zu verhalten gezwungen sahen, wie sie sich früher nur in Europa selbst ihresgleichen gegenüber verhalten hatten. Das heißt, sie mußten sich allen Erdteilen mit ihren Mit- oder Gegenspielern systemgerecht ins Benehmen setzen und das europäische Völkerrecht dementsprechend erweitern. So großartig unter diesem Gesichtspunkt noch die Kongo-Akte von 1885 gewesen ist, so bedenklich mußte die Geschichte der auf den ersten Weltkrieg zuführenden zwei bis drei Jahrzehnte des „Imperialismus“ erscheinen, in denen das auf die ganze Erde ausgedehnte Konzert der Mächte nicht weiter zusammengeordnet, sondern zunehmend zersetzt wurde, bis der Weltkrieg ausbrach, der vom deutschen Botschafter in Paris, als er von der französischen Hauptstadt Abschied nahm, mit dem Wort gedeutet wurde, daß dies der Selbstmord Europas sei.

So wird man in der Tat diesen großen Krieg, der das Maß europäischer Kriegführung der beiden vorhergehenden Jahrhunderte sprengte und die Furchtbarkeit der französischen Revolutionskriege weit überstieg, bezeichnen können. Doch, wie einem Selbstmord tiefe innere Erschütterungen vorhergehen, so befand sich Europa seit langem und just in der Zeit, als es den Höhepunkt seiner Weltgeltung und seines Selbstbewußtseins erreichte, in einem Prozeß der Krise und der inneren Spaltung, der zwar vor allem innereuropäisch zu verstehen ist, aber doch auch seit langem im Zusammenhang mit der europäischen Ausbreitung über die Erde gestanden hat. In Rankes Preis des Abendlandes ist nicht zu lesen, daß der „Genius des Okzidents“, ehe er seine unbestreitbar großartigen Zivilisationsleistungen vollbrachte, weithin den Völkern anderer Erdteile und anderer Rassen Blut und Tränen gebracht

hat, daß er sie als Sklavenware, deren Leben wenig wert war, unter furchtbaren Bedingungen ausgebeutet hat, daß er die menschenverheerende Waffe des Rauschgifts um seiner Herrschaft und seines Profits willen eingesetzt hat, daß er außerhalb der Linie europäischer Gesittung lange Zeit allein das Recht des Stärkeren hat gelten lassen. Daß dies alles im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert geschehen konnte, als in den europäisch-amerikanischen Ländern Toleranz und Humanität nicht nur gefordert, sondern zunehmend auch praktisch geübt wurden, das bezeichnet einen inneren Bruch im Bewußtsein der weißen Rasse, der bis heute noch nicht voll ausgeheilt ist und in Resten noch jetzt dort rücksichtslos ausgehalten wird, wo das alte und überfällige Überlegenheitsbewußtsein einer höheren Rasse noch in der Praxis realisiert wird.

Grausamkeit der Herrschaftsgewinnung und Brutalität in der Herrschaftsausübung über Unterworfenen hat es zu allen Zeiten der Geschichte gegeben; ja, es war im Inhalt und Begriff der Geschichte offenbar notwendig enthalten. Überall, wo dies im Namen der Stammes- oder Volksgötter oder gar im Namen eines übervölkischen Gottes geschah, da pflegte alle Unmenschlichkeit gerechtfertigt zu werden; sie konnte allenfalls bestimmten Regeln und Vorschriften unterworfen sein, falls Religion und politisches Gesetz solches vorschrieben; stets war damit aber das gute Gewissen des sich im Recht fühlenden Stärkeren oder Herrschenden verbunden. Auch im christlichen Abendland hat es dies gute Gewissen des Stärkeren, selbst der christlichen Kirchen im Verhältnis zu den Ketzern, gegeben. Aber die Würde der Person in der Gotteskindschaft war in der Botschaft des Neuen Testaments so deutlich beschlossen, daß davon trotz aller Einschränkungen und Umgehungen die stärksten Wirkungen zunächst innerhalb der Christenheit und sodann, wie es dem Neuen Testament entspricht, auch darüber hinaus ausgegangen sind. Einen gegliederten Gesellschaftsaufbau personaler Über-, Unter- und Nebenordnung in ständisch gebundener Stabilität hat es in Europa ein Jahrtausend lang mit Hilfe und Billigung der Kirche gegeben; doch Entwürdigung, Versklavung, Rechtlosigkeit von Menschen waren widerchristlich; und wo es dergleichen im christlichen Kulturkreis gab, da geschah es trotz der Kirche oder unter Mißbrauch der Kirche.

Die christliche Schärfung des Gewissens gegenüber dem Menschen, sofern er Person vor Gott und Bruder unter gleich würdigen und gleich verlorenen Menschen ist, blieb seit dem 17. und 18. Jahrhundert säkularisiert in Moralphilosophie und Humanitätsgesinnung erhalten. Doch wurde sie in Zusammenhang mit der Säkularisierung des christlichen Glaubens zum Gedanken der Revolution, daß heißt zum Versuch ge-

steigert, die Erlösung des Menschen aus eigener Kraft in der Menschenwelt selbst durchzusetzen und daher die gebundene Sozialordnung aufzulösen, um den Menschen als schlechthin Freien und Gleichen einer neuen Gesellschaft von seinen bisherigen Bindungen zu emanzipieren. Die rein innerweltliche Geschichtlichkeit des Menschen wurde von denen, die — wie Hegel sagte — sich „auf den Gedanken stellten“ und „die Wirklichkeit nach diesem erbauten“, von nun an so ernst genommen, daß sie all ihr Denken und Handeln auf die Veränderung der politischen und materiellen Daseinsbedingungen richteten und im Dienst an dieser sie absolut beherrschenden Aufgabe so aufgingen, daß sie alte theologische Kategorien wie Glaube, Erlösung, Glückseligkeit auf die dem Menschen scheinbar verfügbare, neue Weltgerechtigkeit übertrugen.

So brachte der „Genius des Okzidents“ die Revolution in die Welt, um mit ihr die Geschichte zu verändern, zu erfüllen und zu vollenden. Einen Teil dessen, was mit dieser Veränderung gemeint war, nämlich den zivilisatorischen Fortschritt und die zunehmende Sittigung des Menschengeschlechtes, war in den so gänzlich unrevolutionär gemeinten Sätzen Rankes aus dem Jahre 1879 ausgedrückt.

Die moderne Revolution hat aber im Zeichen der menschlichen Selbsterlösung bekanntlich auch ein sehr anderes Gesicht gehabt und hat es zum Teil noch heute. Es ist das Antlitz des Schreckens und des Grauens, das ein Ausdruck des Glaubens ist, die Vollendung und der Endzustand der Geschichte könnte und müßte durch „einen Terrorismus der wahren Theorie“ (Bruno Bauer) herbeigeführt werden. Wie früher im Namen des allein wahren Glaubens im Kampf gegen Ungläubige und Ketzer, so wurden nun im Namen der Revolution unsägliche Greuel, ja Frevel verübt, die von der Pariser Schreckensherrschaft der Jahre 1793/94 bis zu den Millionen-Menschenmorden zugunsten der jeweils allein wahren Ideologie in unserer Gegenwart reichen. Welch Kontrast zu dem Gefühl spannungsarmer Entlastung, wie es uns in Rankes Sätzen entgegentrat.

Allerdings ist dies grausame Bild zu einseitig, um allein für das Ganze der Revolution stehen zu können. In der modernen Weltrevolution, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, ausgehend von Amerika und Frank-

reich, sowie im technisch-industriellen Sinn von England, schrittweise die ganze Erde in gemäßigtem Übergang oder im dialektisch begriffenen Umbruch erfaßt hat, ist nicht nur die Anweisung enthalten, daß um einer glückseligen Endzeit willen in der Gegenwart unmenschlich gehandelt werden müsse. Vielmehr wurde auch gefordert, daß der von Natur gleich geborene, aus alter Untertänigkeit befreite Mensch in eine politische Verfassung gebracht werden müsse, in der schon gegenwärtig und nicht erst am Ende der Geschichte die revolutionär formulierten Menschen- und Bürgerrechte sein sollten. In der politischen Praxis waren und sind bis heute diese beiden Weisen der modernen Revolution, die kompromißbereit auf realisierbare Nahziele gerichtete und die utopisch aufs Ganze gehende, ihre Feinde ausrottende und ihre eigenen Kinder fressende, nicht immer bewußt geschieden gewesen, ja oft ineinander übergegangen.

Dies aber ist in jedem Fall die Folge gewesen: überall, wo der Grundgedanke der modernen Revolution durchdrang, daß es keine persönliche Herrschaft von Menschen über Menschen mehr geben dürfe, sondern eine sachgerechte und menschenwürdige neue Ordnung, eine Gesellschaft neu begriffener Freiheit und Gleichheit errungen werden müsse, da geriet die Sozialordnung ins Wanken und eine auf alle Lebensgebiete übergreifende Emanzipation der Menschen führte zu Gärung und fortgesetzter Bewegung in allen Bereichen des individuellen und gesellschaftlichen Lebens. Die politische und soziale Demokratisierung der Völker setzte mit unwiderstehlicher Gewalt ein. All das war und ist bis heute, da der Gärungsprozeß noch nicht zu Ende verlaufen ist, die Ursache ständiger Unruhe und Unsicherheit in den inneren Verhältnissen der Staaten, wirkt notwendig auf die längst nicht mehr isolierbare Außenpolitik und nicht zuletzt auf die Kriegführung ein, und zwar so, daß letztlich der Krieg revolutionär und die Revolution kriegerisch geworden oder anstelle der abgegrenzten Staatenkriege Bürgerkriege getreten sind, die die Staatsgrenzen unterwandern, ja, daß schließlich ein Spannungszustand der Weltpolitik als kalter Krieg und dieser kalte Krieg gemäß der immer einheitlicher zusammenwachsenden Welt — als Weltbürgerkrieg bezeichnet werden konnte.

Das Ende aller Sicherheit

Erwägen wir all dies in seinem großen Zusammenhang, dann erkennen wir, wie weit wir uns von Rankes Zukunftsbild entfernt haben und wie viel näher wir uns manchen sorgenvollen Prognosen Jacob Burckhardts fühlen, so etwa seinem in unseren Tagen nicht zufällig öfters zitierten Satz in einem Brief aus dem Jahre 1878: „Seitdem die Politik auf innere Gärungen der Völker gegründet ist, hat alle Sicherheit ein Ende.“

Mit dieser Erkenntnis wurde schon damals dem abendländischen Zivilisationsoptimismus der Boden entzogen. Die großen Mächte selbst standen alle unter dem Druck innerer Gärung, mochte es sich um die soziale Frage handeln, die durch die immer wirksamer organisierte Arbeiterschaft gestellt war, mochte es der Einfluß bürgerlicher Verbände sein, die das Bekenntnis zur Weltgeltung der Nation propagierten, um sich für die Steigerung der nationalen Machtmittel einzusetzen, mochte es im Kampf um Sprache und Boden mit dem Ziel der Assimilierung oder Verdrängung fremden Volkstums erkennbar sein oder mochte die Unruhe vom Bauerntum ausgehen, das in fast ganz Europa in die Krise ländlicher Überbevölkerung hineintrieb. All das hat auf die Vorgeschichte und den Verlauf des ersten Weltkrieges vielfältig eingewirkt, hat in diesem Krieg die Härte des Kampfes der „Völker in Waffen“ sowohl gesteigert wie gefährdet, hat innere Krisen verursacht und nicht zuletzt zur Revolution in Rußland geführt.

So hatte es wesentlich jeweils innere Gründe, die von den verfassungsrechtlich inkompetenten, aber sehr wirksam sich organisierenden gesellschaftlichen Kräften herrührten, daß die großen Mächte vor 1914 nicht zum Konzert der europäischen Weltstaaten sich zusammenfanden, sondern durch soziale Unruhe geschwächt und gleichzeitig durch ihre Nationalismen mit widerstreitenden Ausschließlichkeitsansprüchen zur mili-

tärischen Kraftprobe wider besseren Willen gegeneinander gehetzt wurden. So kam es, daß Rußland aus dem System der europäischen Weltstaaten ausschied, weil es zuerst schon 1905, dann endgültig 1917 von außen besiegt und von innen revolutionär lahmgelegt wurde, von 1917 an aber seinen Neuaufstieg ausdrücklich im Kampf gegen das bisherige Staatensystem, also in Außenstellung begann. Wenn Ranke 1879 gesagt hatte: „Einst blühten auch andere Nationen und Völkersysteme, von anderen Prinzipien belebt . . . jetzt gibt es deren so gut wie nicht mehr“, so stimmt dies von nun an nicht mehr. Lenin hatte Rußland herausgestellt und erhob mit seiner Revolution den Anspruch einer erdumspannenden Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, durch die Rankes „Genius des Okzidents“, aus dem selbst die geistigen Grundlagen der russischen Revolution entwickelt worden waren, überwältigt werden sollte. Lenins Weltrevolution aber war, weltgeschichtlich gesehen, nur ein Teil und eine besondere Spielart der größeren und allgemeineren Weltrevolution, die die Nationen des „Westens“ damals bereits weitgehend in sich verarbeitet hatten.

Aber damit nicht genug: Auch China war in die Wirren der Revolution und der Bürgerkriege übergegangen. Es war ungewiß, wie das Ergebnis dieser großen Umwälzung sein würde. Die Vorkriegspolitik und Aufteilung Chinas in wirtschaftliche Interessensphären durch die großen Mächte war offenbar vergangen, und es zeichnete sich bereits die Möglichkeit ab, daß die chinesische Revolution sich mit der russischen verbinden konnte. Jedenfalls war auch hier eine neue außer-europäische Potenz ungeheurer Größenordnung in Bewegung geraten. Klarer noch war der Aufstieg Japans zu erkennen, das seine Expansion mit militä-

rischer Gewalt erfolgreich begonnen hatte und in sich die Kräfte barg, die auf diesem Weg ins Maßlose fortzuschreiten bereit waren.

Darüber hinaus förderte der erste Weltkrieg auch die ohnehin notwendig kommende Emanzipation grundsätzlich aller kolonial beherrschten Völker der Erde. Würde am Ende dieses Krieges das Selbstbestimmungsrecht der Völker proklamiert, so lag darin, teils ungewollt, teils beabsichtigt, die Tendenz zum Ende der Herrschaft des weißen Mannes in allen Teilen der Erde.

Während solcherart sich drei außer-europäische oder gar gegen-europäische Großmächte zu bilden begannen und die Emanzipationsbewegung mehr und mehr sich auch in den Kolonialgebieten zu regen anfang, wurde das alte europäische System in sich selbst, abgesehen vom Austritt Rußlands, weiter zersetzt. Österreich-Ungarn war aufgelöst und in eine Reihe kleiner Staaten mit labiler Verfassung und beunruhigenden Nationalitätenproblemen gestellt worden, während den übrig bleibenden Deutschen in Österreich als den Besiegten des Krieges ihr einhelliger Wunsch verwehrt wurde, sich ihrerseits auch ihrem Nationalstaat anzuschließen. Dieses Deutsche Reich aber war entmachtet, einem materiell drückenden, das Nationalbewußtsein verletzenden Friedensvertrag unterworfen und vorerst aus dem Kreis der das Völkerrecht neu bestimmenden Mächte ausgeschlossen.

So war das europäische System reduziert auf nur noch zwei der alten Großmächte, auf Frankreich und — mit gewisser Reserve — auf Großbritannien. Die Vereinigten Staaten aber, die den Ausgang des Krieges entschieden hatten, und denen vorübergehend die Rolle eines Weltschiedsrichters und Schöpfers einer Weltfriedensordnung zuzufallen schien, traten selbst von der Institution zurück, die das alte Konzert der Mächte mit einem neuen, auf Sicherheit bedachten Völkerrecht weltpolitisch erweitert fortführen sollte: von der Genfer Liga der Nationen.

„Innere Gärung“ im Sinne Jakob Burckhardts, das hieß in diesem Falle der Umschwung großer Wählermassen in Amerika von der Weltpolitik zum Isolationismus, hatte diese Entscheidung herbeigeführt. Die „Stunde Amerikas“ war verpaßt worden, weil die Mehrheit der Amerikaner ihrer eigenen Weltmacht die Rolle nicht zubilligen wollte, in die die Vereinigten Staaten wie absichtslos hineingewachsen waren. Kaum ein anderer hat damals dem Programm der demokratisch verfaßten, nach dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen geordneten, untrennbar zusammengehörenden Welt so emphatisch und vertrauensvoll Ausdruck gegeben wie der Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson. Wie schwer war der Rückschlag der nicht nur in Amerika ihm widerstrebenden Kräfte! Die Welt war noch sichtbarer als im ausgehenden 19. Jahrhundert in einen großen Wirkungszusammenhang geraten, in dem alles auf alles bezogen war. Und trotzdem war sie politisch weit stärker zerrissen als vor 1914.

In dieser Lage waren die europäischen Nationen, deren öffentliches Bewußtsein sich nur unvollkommen auf die Wandlung der Welt einstellte, durch europäische oder gar rein nationale Blickverengung vielfältig gehemmt. Das verkleinerte und zu föderativem Zusammenschluß unfähige Europa zerfiel in viele, meist kleine Nationalstaaten, die entweder — so im Westen — saturiert waren und Sicherung des Bestehenden wünschten, oder — wie in der Mitte und in Ostmitteleuropa — teils unbefriedigt, teils beunruhigt waren und ihre aus dem 19. Jahrhundert stammende national- und sozialrevolutionäre Gärung nicht bändigen konnten. Daraus folgten nicht nur Grenzkonflikte und Irredenta-Ansprüche, sondern auch innere Krisen und schließlich das Scheitern ihrer demokratischen Verfassungen.

Eines der extremsten und in seinen letzten Auswirkungen furchtbarsten Beispiele hierfür war Deutschland, worauf besonders hinzuweisen in unserm Zusammenhang für uns Deutsche unerlässlich ist. Die deutsche Nation war eine der vielen Nationen, die mit dem Status quo von 1919 nicht zufrieden sein konnten und Veränderungen der Machtverteilung und neue Grenzregelungen anstrebten. Dem entsprach die maßvolle Revisionspolitik der Regierungen des Reichs seit 1919. Doch

die anfängliche Erfolglosigkeit und die Geringfügigkeit der Erfolge dieser Revisionspolitik zwischen 1925 und 1932 stand im Mißverhältnis zur Unruhe großer Teile des deutschen Volkes. So geschah es, daß unter den Bedingungen der nicht begriffenen Niederlage, des verletzenden Friedensvertrages, der Inflation und zuletzt der großen Wirtschaftskrise das Fieber der seit 1813 auf und ab gegangenen deutschen Nationalrevolution so stark wie noch nie zuvor ausbrach. Schließlich waren im Jahre 1932 mehr als zwei Drittel der Wähler im Reich so weit gekommen, daß sie allein von Hitler noch das große Wunder erwarteten, das ihnen persönlich Arbeit, Brot und neuen Wohlstand, Deutschland aber den Wiederaufstieg bringen sollte. Hitler bemächtigte sich, nachdem ihm der Weg zum Kanzleramt ohne Notwendigkeit geebnet worden war, durch Terror und wirksame Propaganda auch der ihm widerstrebenden Mehrheit der Deutschen, um an ihnen sein Wort aus dem Jahre 1920 zu erproben: „Nationen sind erst dann zu großem Aufstieg fähig, wenn sie innere Reformen durchgemacht haben, die es ermöglichen, die ganze Rasse auf außenpolitische Ziele anzusetzen.“

Diese außenpolitische Ziele suchte er nun auf eine anachronistische, im Anfang allerdings durch den Erfolg scheinbar bestätigte Weise, zu erzwingen. Als junger Mann hatte er sie in seinem Buch „Mein Kampf“ deutlich genug, wenn auch so verstiegen ausgesprochen, daß sie von seinen Zeitgenossen, Gegnern wie Anhängern, meist kaum in ihrer vollen Bedeutung zur Kenntnis genommen wurden. Doch sind sie mit einer grausigen Konsequenz, die wohl nur von wenigen vorher für möglich gehalten worden ist, von 1933 bis 1945 durchgeführt oder als Planung ausgesprochen worden. Sie schienen anfangs, gerecht und moralisch unanfechtbar, nichts anderes zu sein als die Verwirklichung des den Deutschen 1919 versagten Selbstbestimmungsrechtes durch die Schaffung eines großdeutschen Nationalstaates auf dem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet für alle Deutschen, die den Zusammenschluß wünschten. Doch schnell ging Hitler darüber hinaus durch zwangsweise Unterwerfung von Nachbarvölkern in das „Germanische Reich deutscher Nation“, um vom starken Kern der europäischen Mitte aus mit der Eroberung weiten „Lebensraums“ in Osteuropa zu beginnen. Denn den Deutschen stand nach seiner Meinung ebenso eine, wenn auch kontinentale, Kolonialherrschaft über Völker angeblich minderen Wertes zu wie den von ihm bewunderten Engländern in überseeischen Gebieten. Als Folge dessen mußte nach Hitlers Willen bodenbeständige Bevölkerung an vielen Stellen Mittel- und Osteuropas durch Aus- und Umsiedlung, Assimilierung und Ausrottung zurechtgeknetet und durch Verweigerung qualifizierter Schulbildung auf einem so tiefen Niveau gehalten werden, daß die Durchdringung des weiten Raumes durch das zur Herrschaft berufene Volk „höherer Rasse“ gewährleistet sein sollte.

Soweit war das alles nur der sittlich und technisch maßlose Versuch, jahrhundertealte Festlegungen der Geschichte durch einen überspannten Willensakt zu verändern, um auf dem Boden eng neben- und durcheinander siedelnder Völker die Herrschaft eines einzigen, die anderen überschichtenden Volkes mit Gewalt zu erzwingen und auf Mittel zur dauernden Festigung dieser Herrschaft zu sinnen. Doch war dies alles noch nicht der eigentliche Zweck, sondern war vielmehr Hitlers Wahnidee untergeordnet, die für ihn die Schlüssel zur Weltgeschichte und der Antrieb seines perversen Sendungsbewußtseins war: Nämlich des Antisemitismus mit dem Gebot des Entscheidungskampfes gegen das sogenannte, angeblich der Freiheit der Menschheit bedrohende „Weltjudentum“. Die Ausbreitung der deutschen Macht sollte der Beginn für den kommenden Endkampf zwischen „Ariern“ und „Juden“ auf der Erde sein. Das war Hitlers Weg vom Nationalstaat durch Weltrevolution als Rassenkampf zur weltgeschichtlichen Endzeit. „Endlösung“ hieß daher für ihn die der Absicht nach vollständige Ausrottung der Juden auf der ganzen Erde. So weit Hitlers Macht reichte und die Zeit noch zur Verfügung stand, ist diese „Endlösung“, tatsächlich durch teuflisch ausgeklügelte Methoden zustande gebracht worden. Über fünf Millionen Opfer, deren Massenmord in technischen Schnellverfahren nur deswegen befohlen wurde, weil sie dem jüdischen Volk angehörten oder von ihm abstammten, waren Hitlers größter Erfolg — zu einer Zeit, als der Krieg für Deutschland, das in seinem Fieber zum Instrument Hitlers geworden war, schon verloren war.

Indem dieser Krieg bis zum bitteren Ende durchgekämpft wurde, trat das von Hitler nicht gewollte, nun aber in einem letzten krankhaften Trotz von ihm selbst im Sinne des „*Alles oder Nichts*“ herbeigeführte Ergebnis ein: Deutschland ein Trümmerhaufen, total entmachtet, ohne eigene Regierung, aufgeteilt in Besatzungszonen, aus denen die bis heute festgehaltene Teilung entstand; Deutschland ohne politischen Gesamtwillen, ausgeschaltet aus der Politik der Weltmächte, verkleinert, übervölkert von obdachlosen Flüchtlingen und Vertriebenen, bedroht vom Hungertod, dem durch die brüderliche, christliche Hilfe von Menschen aus aller Welt, vor allem aus Amerika, gesteuert wurde; die Deutschen in neue Gefahren der Demoralisierung geworfen, nachdem sie gerade der nationalsozialistischen Demoralisierung entgangen waren, ernüchtert, aufgeschreckt, mißtrauisch, der Illusion ledig, nicht nur des Nationalsozialismus, sondern aller politischen Ideologien oder Heilslehren gründlich überdrüssig, gejagt vom Zwang des jeweils individuellen Durchkommens, politisch weitgehend entkrampft und doch vielfältig gepeinigt durch die Last der hinter ihnen liegenden Zeit, zudem nicht mit sich selbst in Ruhe gelassen, sondern in den „*kalten Krieg*“ und damit in die politische Teilung hineingerissen. Vieles hat sich von

1945 bis heute, so scheint es, normalisiert, vieles auch geklärt; viel spricht dafür, daß die Deutschen beiderseits der Zwangsgrenze sich vom Fieber revolutionärer Ideologieglaubigkeit, welcher Richtung auch immer, abgewandt und die Krise ihrer revolutionären Erschütterung hinter sich gelassen haben. Doch der Druck einer weltpolitischen Überspannung, der sich für die Deutschen in der dem Selbstbestimmungsrecht widersprechenden Trennung ausdrückt, lastet ebenso sehr auf dem Volk wie das Erbe der jüngsten Vergangenheit und der Verlust eines klaren Geschichtsbildes der eigenen Nation, das nur durch selbstkritische Klarheit, nicht aber durch gewollte Mythen-Bildung allmählich neu entstehen kann und im Entstehen begriffen ist. Entscheidend für das Gewinnen eines solchen Bildes seiner selbst ist für das deutsche Volk sowohl die schonungslose Erkenntnis der deutschen Rolle in der Welt zur Zeit der Maßlosigkeit und des Frevels, als auch der Wille, daraus sittlich und politisch die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Darauf kann und muß die rechte Selbsteinschätzung unseres Gewichts und unserer Aufgabe als gereifte Nation in der Weltsituation unserer Gegenwart aufbauen.

Entsprach Hitlers Politik dem Willen des Volkes?

Wenn wir länger, als es das Thema zu erlauben scheint, bei unserer deutschen Rolle im Zeitalter der unteilbar gewordenen und doch zerrissenen Welt verweilt haben, so war das als Beispiel dafür gemeint, welche Gefahren der Sprengung jeden Maßes aus unbefriedigter Nationalbewegung in Verbindung mit weltpolitisch verstandener Wahnideologie noch und gerade in unserem Zeitalter der politisch zusammenwachsenden Welt haben entstehen können. Wenn von der deutschen Nationalrevolution und damit vom Anteil des deutschen Volkes an der Politik Hitlers gesprochen wurde, muß allerdings einem Mißverständnis begegnet werden. Hitlers Politik hat nur oberflächlich für kurze Zeit dem von ihm scheinbar zusammengezwungenen Gesamtwillen des deutschen Volkes entsprochen. Das außenpolitische Ziel der großen Mehrheit der Deutschen nach 1919 und auch nach 1933 ist nicht mehr gewesen als die Wiederherstellung eines geachteten und mächtigen deutschen Reiches, das durch eine gewisse Revision der Ostgrenze und womöglich durch den Anschluß Deutschösterreichs erweitert, jedoch nicht über andere Völker hinaus oder gar durch Waffengewalt ausgedehnt werden sollte. Von dieser *communis opinio*, die auch der Politik aller Regierungen der Weimarer Republik zugrundelag, waren Hitlers Absichten, wie wir sahen, prinzipiell unterschieden. Seine Ziele wurden im Volk aber nur soweit bejaht, als sie sich den gewohnten Vorstellungen einfügten. Indem er den Kampf gegen Versailles lange Zeit allein in den Vordergrund seiner Propaganda stellte, entsprach er einer volkstümlichen Stimmung; indem er aber schon vor dem Kriegsausbruch darüber hinausging, erschreckte er das einem Eroberungskrieg abholde deutsche Volk, das die Leiden und den Verlust des so optimistisch begonnenen ersten Krieges doch nicht vergessen hatte und das, wenn auch meist unklar, die Isolierung und Gefährdung einer gewaltsam expandierenden deutschen Macht in der Welt ahnte.

Doch war auf der anderen Seite das vor 1914 so eindrucksvoll erlebte Kraftgefühl der aufsteigenden Linie, das im ersten Krieg zum Spruch: „Viel Feind, viel Ehr“ gesteigert worden war, noch so lebendig, daß viele, selbst solche, die vor 1933 sich vom Nationalsozialismus ferngehalten hatten, sich mit Hitler in der rational nicht begründbaren Überzeugung trafen, daß der Wiederaufstieg des deutschen Reiches mehr oder weniger aus eigener Kraft erfolgen könne. Aus nationaler Selbstbespiegelung folgte die Neigung zur Selbstüberschätzung zwischen dem allmählich enger werdenden atlantisch-europäischen System der Sieger des Weltkrieges und der nach den Greueln ihrer Revolution sich festigenden Sowjetunion. Nicht Stresemanns Außenpolitik, die auf die gewandelte Gewichtsverteilung abgestimmt war, sondern Hitlers robuste Methoden der Selbsthilfe unter nicht allzu ernst genommenem Kriegsrisiko bei Geringschätzung der Umwelt gewannen Popularität,

umso mehr, als der Erfolg dafür zu sprechen schien und Hitlers wiederholte Versprechen, daß er Maß halten wollte, geglaubt wurden.

Diese Erfolge bestätigen scheinbar seine These von der Dekadenz und Handlungsunfähigkeit der „*westlichen Demokratien*“ einschließlich der kaum ernsthaft in den Blick einbezogenen Vereinigten Staaten, woraus sich wiederum ergab, daß die militärisch noch zurückgebliebene Sowjetunion als Gegner nicht gefürchtet zu werden brauchte. Selbst als der von Hitler nicht erwartete Zweifrontenkrieg Wirklichkeit geworden war, schienen alle Besorgten Lügen gestraft zu werden; denn die deutschen Truppen eroberten in einer Kette von erfolgreichen Blitzfeldzügen weite Teile Europas, und viele Deutsche gewöhnten sich unmerklich daran, daß ihnen eine Herrschaftsstellung in Europa und damit offenbar eine neue Weltmachtsposition zugefallen war, die als eine Fortsetzung der 1918 unterbrochenen aufsteigenden Linie erschien. Zwar wurden die Sorgen der Kritiker nicht zerstreut, besonders als schon im Winter 1939/40 durchsickerte, wie Hitler mit unterworfenen Völkern, damals den Polen, umzugehen sich anschickte. Aber im Ganzen wurden solche Anzeichen doch nur wenig zur Kenntnis genommen, und die Politik nationaler Selbstüberschätzung schien durch den Erfolg gerechtfertigt. Daß das Schwergewicht der Weltbestimmung nicht mehr in Europa lag, wurde übersehen. Ähnlich wie bei Japan schien der Weg vom souveränen Nationalstaat zur Weltmacht ersten Ranges durch eine konzentrierte nationale Kraft- und Willensanstrengung gewaltsam und unter Nichtachtung des Völkerrechts geübt zu sein.

1943/45 brachen alle diese Illusionen vollständig zusammen. Durch die deutsche und die japanische Katastrophe war plötzlich aller Welt deutlich geworden, daß von nun an nur noch die beiden Weltmächte der großen Räume, jeweils verstärkt durch ihre Verbündeten, in der Lage waren, technisch hochgerüstet einander gegenüberzustehen, daß also kein Nationalstaat mehr aus eigener Kraft eine auf seine militärische Stärke gegründete Eigenmachtspolitik zu treiben in der Lage ist. Dem entspricht auf wirtschaftlichem Gebiet die Tatsache, daß kein Nationalstaat mehr eine Nationalwirtschaft im Sinne einer auch nur annähernden Autarkie treiben kann, sondern immer mehr der zunehmenden Interdependenz übergreifender Zusammenhänge unterworfen ist. Damit sind auch die letzten Reste des alten, von Europa ausgehenden Staatensystems auf der Erde beseitigt, und an seine Stelle ist, wenn wir von der Militärmacht her urteilen, eine bizentrische Weltpolitik getreten. Die eine der beiden Weltmächte hat auf die Verlockung verzichtet, mit waffentechnischer Überlegenheit ihre Weltherrschaft zu erzwingen, als sie den entscheidenden Vorsprung noch besaß. Die andere Weltmacht ist heute damit beschäftigt, durch höchste Konzentration und Anspannung ihrer Kräfte den entscheidenden Vorsprung zu erringen, um die Möglichkeit zu gewinnen, der ganzen Erde durch potentiell vernichten-

de Waffengewalt ihren Herrschaftswillen aufzwingen. Doch da die ser Weg riskant, unsicher und bei einer wirklichen Kraftprobe tödlich für Millionen unschuldiger Menschen und selbstmörderisch für den Urheber selbst sein würde, wird er immer fragwürdiger, je weiter er beschritten wird. Der einzige plausible Gedanke, der nicht nur dieser Situation, sondern auch den Wünschen aller einfachen, nicht am Hebel der Macht, aber vor der Gefahr des Massensterbens stehenden Menschen dieser Erde entspricht, wäre die sofortige Vereinigung der beiden Rivalen zum weltpolitischen Kompromiß ohne Hintergedanken der Überlistung zum Wohle der gesamten Menschheit, um beiderseits vollständig auf den Rüstungswettlauf am Rande der Erdkatastrophe zu verzichten, sich dazu der Kontrolle durch internationale Kommissionen zu unterwerfen und ihre Macht gemeinsam dazu zu verwenden, eine Gesamtverfassung der Erde zu schaffen, die in der UNO heute schon wenigstens der Idee nach und im Ansatz vorhanden ist. Der gesunde Menschenverstand des einfachen Weltbürgers würde ferner vermuten, daß eine solche Verbindung der beiden Großstaaten der Erde beider Interessen nicht schädigen, sondern ihnen beiden reichen Gewinn einbringen würde. Doch ist heute allgemein bekannt, daß wir von einem solchen Schritt offenbar trotz des Zwanges der weltgeschichtlichen Stunde noch entfernt sind. Der Grund dafür liegt vor allem darin, daß die eine der beiden Weltmächte heute mehr denn je an dem Gedanken festhält, allein die Weltherrschaft zu gewinnen, wenngleich dies in der Ideologiesprache nicht für die Sowjetunion als Staat, sondern für das sog. Lager

des notwendig siegreichen Kommunismus behauptet wird. Chruschtschow betont dazu seit dem XX. Parteikongreß gern, daß dies auf friedlichem Wege möglich sei; es wird aber neuerdings wieder ausdrücklich dazu gesetzt, daß auch Waffengewalt nicht ausgeschlossen sei; denn auch diese sei gerechtfertigt, weil die Vormacht des allein „wahren“ und im Endstadium notwendig siegreichen Sozialismus nur „gerechte“ Kriege führen könne. Die Lehre von der friedlichen Koexistenz widerspricht dem nicht, sondern unterstreicht diese Auffassung, weil ihr der Satz vom zukünftigen Siege des Kommunismus auf der ganzen Erde innewohnt, und weil sie nur ein politisches Nebeneinander auf Zeit, nicht dagegen ideologische Koexistenz, das heißt Toleranz, meint. Solange dieses unverschleierte ausgesprochene Ziel, dem auf der anderen Seite keine entsprechende Unbedingtheitsideologie entgegensteht, nicht ausdrücklich aufgegeben wird, kann von Amerika nichts anderes erwartet werden, als verstärkte und mehr als bisher konzentrierte Rüstung mit dem höchstmöglichen technischen Einsatz. Dies schließt Verhandlungen nicht aus, ja fordert ihre Dringlichkeit geradezu heraus, schränkt ihre realen Erfolgsaussichten aber erheblich ein. Es ist nicht eine Frage des Glaubens oder Unglaubens an die längst überforderte Ideologie, ob die sowjetrussische Führung an ihrer Koexistenzlehre festhält, sondern allein eine Frage der politischen Zweckmäßigkeit aus Einsicht in die allgemeine Weltlage. Im Augenblick spricht wenig dafür, daß ein Zwang zu solcher Einsicht bereits gegeben sei. Die politische Auswertung der neuesten Raketenschüsse in den Pazifischen Ozean deutet auf das Gegenteil hin.

Die gemeinsame Aufgabe unserer Zeit

Es ist freilich eine sehr zweifelhafte Frage, ob die Völker der Erde sich von einer derartigen Sprache der Gewalt angesprochen fühlen. Gewiß ist überlegene Waffengewalt zu allen Zeiten, so auch heute, in entscheidenden Momenten ausschlaggebend. Doch die alte, ausgerechnet von Napoleon ausgesprochene Binsenwahrheit, daß auf lange Sicht der Geist stärker sei als der Säbel, gilt sinngemäß auch im Atomzeitalter, es sei denn, Geist und Wille würden durch technische Mittel bei allen Unterworfenen so ausgeschaltet, daß die Menschen nur noch als willenlose Instrumente einer herrschenden Zentralregierung funktionierten. Doch seien solche finsternen Zukunftsvisionen, von denen manche geängstigten Menschen unserer Zeit gequält werden, ausgeschaltet bei der Betrachtung einer Weltmacht, die, heute ungefährdet, die Schrecken der Revolution hinter sich gelassen hat, deren Vertreter in Nürnberg, so fragwürdig dies auch war, über Verbrechen gegen die Menschlichkeit gerichtet haben und deren heutige Führer im Jahre 1956 die Frevel des toten Stalin an den Pranger gestellt, damit aber de facto eine kaum rückgängig zu machende Absage an den menschenverachtenden Terror erteilt hat. In dem gleichen Moment, in dem die russische Führung zum erstenmal in der Geschichte der Sowjetunion nicht mehr weit von der Möglichkeit technisch erzwingbarer Weltherrschaft zu stehen meint, dürfte das Bewußtsein der verantwortlich denkenden Russen dem Gedanken eines Terrorregimes über die ganze, bisher nicht kommunistisch regierte Erde im Sinne einer Anwendung der Lehre der Diktatur des Proletariats auf die sogenannten kapitalistischen Staaten faktisch fernstehen, selbst wenn die entsprechende ideologische Hilfestellung gegeben werden sollte. Eine so radikal einfache Lösung ist zwar theoretisch denkbar, ist aber nach allen Erfahrungen der Geschichte nicht realisierbar.

Stattdessen werden die Russen sich mehr als bisher darauf einstellen müssen, daß die sogenannte westliche Welt weniger denn je anfällig für überholte Parolen sozialistischer Revolution ist, weil sie auf eigenem Wege das ehemalige Proletariat und damit die Klassenspaltung in immer weiter ausgebauten Wohlfahrtsstaaten überwunden und damit einen Weg gewiesen hat, den auch die Staaten des noch entgegengesetzten ideologischen Systems in Rußland an der Spitze einzuschlagen

begonnen haben. Damit ist eine wesentliche Voraussetzung für eine fortschreitende tatsächliche Angleichung der Lebensbedingungen in beiden bisher sich ideologisch ausschließenden Systemen gegeben. Rußland nähert sich aufgrund der aufholenden, gleichförmig werdenden Zivilisationsbedingungen dem sogenannten Westen immer mehr an, wobei es naheliegt, die Teilwahrheit des Marx'schen und doch nicht den ganzen Marx wiedergebenden Satzes, daß das Bewußtsein der Menschen durch ihr Sein bestimmt werde, auf diesen Vorgang anzuwenden. Das aber ist eine Bewegung, die der Erstarrung des Kalten Krieges entgegengesetzt ist, und statt der Zweiteilung der Welt in die angeblich bis zum Endsieg der Kommunisten festgelegten Fronten von Sozialismus und Kapitalismus eine andere Zweiteilung nahelegt, nämlich die nach Ländern auskömmlicher Lebenshaltung der breiten Massen oder des Mangels und Hungers der breiten Massen. Diese Zweiteilung, die durch Zonen des Übergangs flüssige Grenzen hat, drängt nicht minder als der Kalte Krieg zu ihrer eigenen Aufhebung. Nur fordert sie den Kampf zu einem Endsieg heraus, der anders als der in der Theorie des historischen Materialismus gefordert von der ganzen Menschheit einhellig herbeigesehnt wird. Für viele war es ein verheißungsvolles Zeichen, für das zunehmende Erkennen dieser gemeinsamen Aufgabe unserer Zeit, daß der amerikanische Vizepräsident Nixon von Moskau aus durch den Rundfunk fordern konnte: *„Unser Ziel soll nicht ein Sieg über andere Völker sein, sondern der Sieg der ganzen Menschheit über Hunger, Elend und Krankheiten, wo immer sie auf der Erde zu finden sind.“*

Niemand auf der Erde wird diesem Satz eine entgegengesetzte Meinung mehr entgegensetzen wollen. Diese Worte heben alle ideologischen Trennungslinien und Stacheldrahtgrenzen auf. Er gilt auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs. Oder würde etwa noch ein kalter Ideologe der Revolution um der Revolution willen offen zu sagen wagen, daß das Elend erhalten werden müsse, damit aus den hungernden Menschen revolutionäre Armeen gegen die Mächte des sogenannten Kapitalismus formiert werden können? Jedermann weiß, daß eine derartige Auffassung überholt ist. Denn beide Führungsmächte der angeblich sich ausschließenden Lager der Welt arbeiten mit zunehmender Anspannung an der möglichst schnellen Überwindung des Elends. Mögen sie dies

auch verständlicherweise z. T. noch in der Meinung tun, daß sie damit den in Europa zur Stellungsfrent erstarrten Kalten Krieg andernorts in den aussichtsreicheren Bewegungskrieg überführen, um in Asien oder Afrika so oder so das Übergewicht zu erlangen, so stehen sie tatsächlich damit doch nur beide gemeinsam im Dienste der durch Nixons Satz ausgedrückten großen Aufgabe, um so mehr, als die Politiker der sogenannten Entwicklungsländer zum großen Teil den Kalten Krieg so weit

wie möglich zu ignorieren suchen und allein die wirtschaftliche Entwicklung und politische Stabilisierung ihrer Länder im Sinn haben.

Die reale Gefahr, daß die eine der beiden konkurrierenden Weltmächte ihre Wirtschaft, ebenso wie alles andere Potential, in den Dienst ihrer sogenannten Weltrevolution, d. h. ihrer Weltherrschaft stellt, soll damit keineswegs gering geschätzt werden. Von der Antwort auf solche Herausforderung zu sprechen, ist hier nicht der Ort.

In rechter Mitte zwischen Selbstvertrauen und Selbstbeschränkung

Dem geschichtlichen Beobachter drängt sich stattdessen der alte Gedanke von der List der Vernunft auf, die sich der in ihren eigenen Vorstellungen befangenen, klügelnden, planenden und kämpfenden Menschen bedient, ohne ihnen die wirkliche Verfügungsgewalt über die Geschichte zu überlassen. Die Bewegung der Länder außerhalb des Ranke'schen „Abendlandes“ erscheint heute als die Endphase der erdumspannenden im Grunde revolutionären Prozesse, die seit dem achtzehnten Jahrhundert sichtbar im Gange sind. So wird durch die Wirtschaftsentwicklung dieser bisher noch unzulänglich modernisierten Gebiete nur das zu Ende geführt, was vor zweihundert Jahren in England und Teilen Europas begann: nämlich die Freisetzung und Ermöglichung unternehmerisch planender Energien, so daß durch Rationalisierung, Intensivierung und Technifizierung die Produktivität in Landwirtschaft, Industrie- und Verkehrswirtschaft so gesteigert wird, daß die Menschen von der Geißel der Massenarmut befreit, in eine durch Technik entlastete Lebensweise übergehen können. Die Einsicht ist im Wachsen, daß dieser Zug zur „Klassenlosen Gesellschaft“ nicht durch blutige Umwälzungen, Purifizierungen und Massenliquidierungen erzwungen werden muß, sondern durch das, was heute „Entwicklung“ der „Entwicklungsländer“ genannt zu werden pflegt, erreicht werden kann. Es könnte heute schon bald an der Zeit sein, daß eine solche Feststellung nicht mehr anti-russisch ausgelegt werden muß.

Die wirtschaftliche und soziale Sicht des Problems ist mit dem nationalpolitischen eng verbunden. Auch hier steht die neueste Entwicklung, z. B. die der rasch fortschreitenden Verselbständigung Afrikas, in einer langen Kette von Ereignissen, die mit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung 1776 begann, sich in den Befreiungskriegen Südamerikas fortsetzte, sodann in den jungen Nationalstaatsbildungen in Europa hervortrat und von da weiterschreitend Asien und Afrika erfaßte. Überall ging und geht es um die Bildung politischer Nationen, denen sehr alte, nicht immer einheitliche Traditionen zugrunde liegen und die sich nun in Nationalstaaten auf neue Weise formieren. Überall war und ist damit die soziale Emanzipation von alter Herrschaft sowohl der eigenen Stände- oder Stammesordnung wie fremder Herren, so besonders heute der europäischen Kolonialmächte, verbunden. Daraus ergibt sich, daß im revolutionären Prozeß der modernen Welt die Nation mit ihrem Nationalstaat als dem Ausdruck ihrer Selbstbestimmung und Selbstverantwortung offenbar zum durchgängig konstitutiven Prinzip einer politischen Ordnung der gesamten Erde geworden ist — jedoch so, daß die Zeit der aus souveräner Eigenmacht handelnden Nationalstaaten vorübergegangen und an ihre Stelle die Zeit der „vereinten Nationen“ getreten ist.

Damit ist die Mannigfaltigkeit in der Einheit ausgedrückt, und überall regt sich nationale Eigenart, um instinktiv eine nivellierende Einheitszivilisation abzuwehren, so sehr diese auch infolge der überall mehr oder weniger gleichen technischen Produktionsbedingungen bis zu einem gewissen Grade notwendig gegeben ist. Tieferliegende Fragen, die sich aus der Begegnung des jeweils vorhandenen Traditionsbodens mit jener technischen Einzelzivilisation ergeben, bleiben offen und können heute noch nicht beantwortet werden. Der „Genius des Okzidents“ hat die Weltvereinheitlichung durch Ausbreitung und Sprengung Europas herbeigeführt, aber der abendländische Geist hat die Welt weder wirklich durchdrungen, noch etwa gerettet. Wie konnte er dies auch tun in einer Zeit, in der er selbst sich in seiner größten Krise befand, in eine Vielzahl möglicher, nicht mehr verpflichtender Positionen ausein-

andegetreten war und nicht zuletzt außereuropäische Denksysteme, Religionen und Kultureinflüsse vielfältig in sich aufgenommen hatte? So war auch das von Ranke dem Genius des Okzidents gleichgesetzte „christliche Wesen“, insofern es als abendländisch begriffen wurde, längst eine Ranke dies niedergeschrieben hatte, brüchig und fragwürdig geworden.

Damit ist an die schwerste, unserem Thema innewohnende Frage gerührt, nämlich an die nach der Möglichkeit und nach der tätigen Bewährung des christlichen Glaubens in den Nationen, die seit einigen Jahrhunderten ihre christlichen Missionare in die außereuropäische Welt schicken. Wir können heute nicht mehr vom christlichen Wesen des Abendlandes, es sei denn in einem historischen Verstande, sprechen, da der christliche Glaube den meisten nur noch als eine von vielen möglichen Weltanschauungen erscheint und die Christen nur eine Minderheit in Europa darstellen. Schon Leibniz erschrak vor über 250 Jahren vor der Entbundenheit der das christliche Europa regierenden in Wirklichkeit nicht-christlichen Oberschicht; er sah den inneren Bruch des Abendlandes, der sich ihm im sittlichen Versagen der Verantwortlichen vor der res publica des gemeinen Nutzens kundtat, und stellte darob die Frage, ob es nicht notwendig sei, „daß chinesische Missionare zu uns gesandt werden, welche uns den Zweck und die Übung der natürlichen Theologie lehren, wie wir Missionare zu ihnen schicken, um sie in der geoffenbarten Theologie zu unterrichten“. Leibniz sah die Überlegenheit des Abendlandes in wissenschaftlicher Rationalität und technischem Gestaltungswillen, die der Chinesen aber in der sittlichen Bindung des Menschen in Staat und Gesellschaft.

Wir Europäer sollten diese alte Bemerkung zum Anlaß nehmen, uns mehr denn zuvor nicht nur als Gebende, sondern als Empfangende in unserer modernen Welt zu fühlen. Jedermann spürt heute, daß die technische Zivilisation („Waffen und Wissenschaft“, wie Ranke sagte) der sittlichen Begeisterung bedarf, die nicht allein in unserer Macht liegt und die wohl nur dann gelingen kann, wenn wir nicht nur Gestaltende, sondern auch Vernehmende sind. Dazu aber bedarf es der Muße und eines Glaubens, der die Ideologien versetzt. Sofern es ein christlicher Glaube ist, der allen Völker- und Rassenhaß aufhebt, ist er nicht mehr an Europa gebunden. Es gibt vielmehr schon heute genug Anzeichen dafür, daß er aus anderen Erdteilen auf uns zurückwirkt. Es liegt darin einer der stärksten Hinweise dafür, daß die in Nationen geteilten Menschen heute mehr und mehr dabei sind, die bis vor kurzem noch, zumal in Deutschland, auseinandergetretenen Begriffe von Weltbürgertum und Nationalstaat als zwei zusammengehörende Weisen ihres politischen Lebens auf dieser Erde anzusehen. Auch wir Deutsche können, gereift durch bittere Erfahrungen, in rechter Mitte zwischen Selbstvertrauen und Selbstbeschränkung aus solcher Erkenntnis einen neuen Sinn und neue Bewährung in unserer nationalen Existenz finden. Es scheint das Ergebnis der modernen Weltrevolution seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts zu sein, daß nationale Existenz nicht mehr allein die „eine und unteilbare Nation“ im Sinne der Französischen Revolution, sondern die Einfügung dieser Nation in die „eine und unzerreißbare Welt“ meint.

Anmerkung:

Conze Werner, Dr. phil., o. Prof. f. Neuere Geschichte, spez. Sozial- und Zeitgeschichte, in Heidelberg. Geb. 31. 12. 1910 in Neuhaus/Elbe. Veröffentlichungen u. a.: Agrarverfassung und Bevölkerung in Litauen und Weißrußland; Leibniz als Historiker.

HEINRICH KIPP

Historische Strukturprinzipien der abendländischen Völkerrechtsordnung

Ihre Bedeutung für die Neuordnung Europas

„... Und wenn niemand leugnen wird, daß es der Mitte auch jetzt noch keineswegs an Kräften gebräche, feste Machtgrenzen im Westen wie im Osten wieder herzustellen, sobald eine das Zusammenfassen der zersplitterten Kräfte in der Weise des Kaiserreichs ermöglichende staatliche Gestaltung wiedergewonnen wäre, wenn niemand weiß, welchen Einfluß unvorherzusehende Wechselfälle hier gewinnen können: so wird sich nach Maßgabe der bisherigen tatsächlichen Entwicklung auch kaum der Gedanke unterdrücken lassen, daß dieser Zustand des Schwankens und gewaltsamer Erschütterungen möglicherweise erst dadurch sein Ende finden wird, daß eine Grenze zwischen einem französischen Westreiche und einem russischen Ostreiche die Mitte des Weltteiles durchzieht und dadurch eine Machtstellung gewonnen sein wird, welche dann längere oder kürzere Zeit einen Zustand der Ruhe verbürgen mag, bis die jüngere östliche Macht sich etwa befähigt fühlen wird, den letzten Kampf um die Herrschaft der Welt aufzunehmen.“

Es war im Jahre 1861, als der Ordinarius für Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte der juristischen Fakultät der Universität Innsbruck, Julius v. Ficker, noch im Banne von Ereignissen stehend, die sich heuer zum 100. Male jähren, also der Ereignisse des Jahres 1859, dieses Epochenjahres europäischer und deutscher Geschichte, wie es Heinrich Ritter v. Srbik genannt hat, eines schicksalhaften Jahres also, dessen Lehren wir Heutige, nunmehr nach genau einem Jahrhundert von ungeheurer Tragik überschatteter europäischer Geschichte zutiefst bedenken sollten, als Julius v. Ficker die oben zitierten Worte im Rahmen seiner im Ferdinandeum gehaltenen Vorlesungen über „Das Deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen“ aussprach.

Im Jahre 1933 war es, in dem Jahr, in welchem der Nationalsozialismus in Deutschland die Macht ergriff, wahrlich auch einem Epochenjahr nicht nur deutscher und europäischer Geschichte, sondern der Weltgeschichte, als dem Verfasser diese Schrift Julius v. Fickers in die Hände fiel. Ihr Inhalt, ihre aus subtilster Kenntnis der deutschen und europäischen Geschichte erwachsenen Mahnungen, ja fast Beschwörungen, haben ihn nicht mehr verlassen, bis im Jahre 1945 das, was Julius v. Ficker ahnend vorausgesehen hatte, wenn auch nicht dem Buchsta-

ben, so doch dem Sinne nach in seiner ganzen furchtbaren Tragweite eintraf, noch nicht einmal ein volles Jahrhundert nachdem es ausgesprochen war.

Es ist bekannt, daß die erwähnten Vorlesungen Julius v. Fickers ein Teil der historischen Auseinandersetzung gewesen sind, welche die Geschichtswissenschaft bis heute in Atem gehalten hat, nämlich des großen wissenschaftlichen Streites zwischen dem damaligen Großdeutschen v. Ficker und dem damaligen Kleindeutschen v. Sybel. Es ging um die historisch richtige Beurteilung vor allem der Kaiserpolitik des Mittelalters. Es ging aber auch um bestimmte Schlußfolgerungen, die beide Gelehrten aus dieser Beurteilung für ihre Zeit zogen. Ich glaube, in der Geschichtswissenschaft besteht heute keine Meinungsverschiedenheit mehr darüber, daß die Beurteilung der mittelalterlichen Geschichte durch v. Ficker der historischen Wahrheit am nächsten kam, wogegen v. Sybel, geblendet durch politische Haltungen und Forderungen seiner Zeit, diese Wahrheit verfehlt hat.

Im Hinblick auf die politische Fragestellung schien aber v. Sybel gegenüber v. Ficker recht behalten zu haben. Die kleindeutsche Auffassung siegte auf den Schlachtfeldern von Königgrätz, vor Sedan und Paris. Mit der Schaffung des neudeutschen Kaiserreiches glaubte Bismarck die deutsche Uhr für ein Jahrhundert richtig gestellt zu haben. Er hat sich ebenso getäuscht wie v. Sybel. Eingetreten ist, was v. Ficker warnend für den Fall vorausgesagt hat, daß die europäische Politik jene bewährten Prinzipien, die durch Jahrhunderte überkommen die Grundlage der Völkerordnung darstellten, verlassen würde, um sich neuen, noch nicht erprobten, ja ihm gefährlich und abwegig erscheinenden Grundlinien zuzuwenden.

Wenn wir Heutige bedenken, daß das, was der große Innsbrucker Historiker ahnend geschaut hat, eingetroffen ist, so erscheint es als unabdingbare Verpflichtung, zu prüfen, welche Prinzipien es sind, deren Verlassen die von ihm vorausgesehene Katastrophe herbeiführen würde, und welche diesen entgegengesetzten v. Ficker für so unheilvoll ansah. Es geht uns also unmittelbar um die der europäischen Völkerrechtsordnung zugrundeliegenden historischen Strukturprinzipien und erst mittelbar um die europäische Völkerrechtsordnung selbst.

Drei politische Grundgedanken

Drei große politische Grundgedanken sind es, die, soweit ich sehe, v. Ficker als jene auffaßt, welche die abendländische Ordnung gestalten, und denen er jeweils Gegenprinzipien gegenüberstellt.

1. Da ist zunächst der *universale* Gedanke und ihm gegenüber der *nationalistische*.

a) Das Ordnungsdenken entsprechend dem universalen Prinzip ist weit, weltoffen, große Räume überschauend und bedenkend, sei es in zeitlicher, sei es in geographischer Sicht. Es sieht und anerkennt nicht nur die Belange des engeren Kreises, des eigenen Volkes; es betrachtet den Lebenswillen aller Stämme und Völker; es bekennt sich zur Notwendigkeit des Zusammenschlusses in größeren, umfassenderen Einheiten, mögen sie sich aus einer bestimmten geschichtlichen Situation, aus geographischen, wirtschaftlichen oder sozialen oder aus welchen Gründen immer als erforderlich erweisen. Diesem Denken ist jede kleinliche Enge, jede bloße Ichbezogenheit, jedes nur Auf-sich-selbst-Schauen, jedes nur-auf-die-eigenen-Sorgen-und-Nöte-Achten, kurz alles das, was man mit dem Begriff Kirchturmpolitik treffend gekennzeichnet hat, fremd. Ein solches Denken verbindet die Liebe zur Heimat, zur Muttersprache, zum eigenen Volk und Vaterland mit der Ehrfurcht vor diesen Werten bei anderen Völkern und in anderen Staaten. Die Überzeugung, daß eine Friedensordnung nur verbürgt sein kann, wenn *allseitig* Lebensrecht, Lebenswille, Lebensnotwendigkeiten der Völker anerkannt werden, ist eine der Grundlagen dieses Denkens, das damit aber keineswegs lebensfremd in jener gewissen abwertenden Bedeutung ist. Gerade dem universalen Gedanken ist ein gesundes Machtbewußtsein zu eigen. Ihm ist durchaus klar, daß in diesem Aon das Recht zu seiner Durchsetzung der Macht bedarf, gerade auch im Völkerleben, einer Macht aber, die dem Recht dient und die darum in sich des rechten Maßes nicht entbehrt, wohl aber nach dem Maße des Rechtes genutzt wird. Eine solche gerechte Macht aber verbürgt eben der Zusammenschluß in einen größeren Kreis, in einen Machtblock, wenn dieser nach innen in sich ausgewogen ist und nach außen eine Friedensordnung der ihm angehörigen Völker darstellt, aber auch der umgebenden Staatenwelt sichert.

Der so aufgefaßte universale Gedanke ist nicht etwa auf eine einzige rechtliche Verwirklichungsform beschränkt; er kann sich der verschiedensten Rechtsformen bedienen; seien es solche des Staatsrechts oder des Völkerrechts. So kann er sich in der staatsrechtlichen Form des Bundesstaates oder in der völkerrechtlichen des Staatenbundes, aber auch in der gleichfalls dem Völkerrecht angehörigen Form des bloßen Bündnisses, der Allianz, verwirklichen, wengleich diese Form zumeist nur einem militärischen Zweckmäßigkeitsdenken entspringt. Er kann jedoch, wie die modernste Entwicklung im Völkerrecht zeigt — wir kommen noch darauf zurück — neue Formen erfinden, die sich aus den Notwendigkeiten der Zeit heraus als zweckmäßig erwiesen haben.

b) Dem universalen Denken steht das *nationalistische* unvereinbar gegenüber. Es ist eng, ichbezogen, nur das eigene Volk, die eigene Nation sehend, ihr Lebensrecht, ihren Lebenswillen, ihre Lebenstüchtigkeit bejahend. In seiner extremsten Ausprägung hat dieses Denken behauptet, Recht sei nur das, was dem eigenen Volk nütze, Unrecht, was im schade, also brutaler und ehrlicher ausgedrückt: *right or wrong — my country*. Nach innen will es eine Friedensordnung verbürgen, nach außen aber ist ihm der Staat, wie ein Völkerrechtslehrer (ich meine Lasson) um die Jahrhundertwende gesagt hat, ein ungezügelter Wille zur Selbstsucht, für den es keine sittliche Pflicht und keine Rechtsordnung gäbe, denen er zu gehorchen hätte. Der Nationalstaat ist diesem Denken die Erfüllung seiner tiefsten Wünsche. Denkt der Nationalismus aber in großen Räumen, so ist sein Streben Hegemonie, die in ihren schärfsten Auswirkungen nicht maßvolle, sondern des Maßes bare, bloße Gewaltordnung bedeutet, welche der Nationalstaat anderen Völkern auferlegt.

Sicher sind damit — ich habe das schon angedeutet — die extremsten Ausprägungen nationalistischen Denkens gekennzeichnet. Der Natio-

nalstaatsgedanke des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts war größtenteils durchaus maßvoll. Aber die Enge des Denkens, das auch dann, wenn es sich auf größere Räume richtete, dies fast ausschließlich nur im eigenen Interesse und nicht im Interesse des größeren Ganzen tat, ist ihm eigentümlich. Daß er damit die ganze Wirklichkeit verfehlte und dadurch zu verhängnisvollen Fehlentscheidungen kommen mußte, davon zeugt die neuere Geschichte Europas. Gerade das den Innsbrucker Historiker so sehr berührende Jahr 1859 war es, mit dem die Destruktion der wenigstens teilweise noch auf dem alten universalen Prinzip beruhenden europäischen Völkerordnung zugunsten des nationalistischen Denkens begann. Dem Nationalstaatsgedanken entsprach — wenn auch nicht notwendigerweise — der im Verlauf des 19. Jahrhunderts im Anschluß an Hegel entwickelte Begriff der absoluten Souveränität. Er hatte die Vorstellung zum Inhalt, daß sich über dem Staat als der höchsten Ordnung keine andere Ordnung mehr erheben könne, eine Auffassung, die in den eben zitierten Worten Lassons kulminierte, und der Jellinek dahingehend Ausdruck verlieh, Widerspruch in sich!, daß das Völkerrecht anarchisches Recht sei. Folglich wurde daraus das sogenannte *ius ad bellum* entwickelt, d. h. die Rechtsauffassung, ein Staat könne aus welchem Grunde immer zum Kriege schreiten, ohne damit ein völkerrechtliches Unrecht zu begehen, ein Gedanke, der zu einem Chaos im Bereiche des Völkerrechts führte, und dessen Überwindung auch heute trotz größter Anstrengungen der Völkergemeinschaft noch lange nicht gelungen ist.

2. Eine weitere Grundlage der überkommenen Ordnung Europas war nach Julius v. Ficker das *Prinzip von der Subsidiarität des Staates*, das er allerdings noch nicht unter diesem Namen kennt. Er führt es mit dem Begriff des germanischen Staatsgedankens ein, dem er den romanischen Staatsgedanken als unvereinbaren Gegensatz gegenüberstellt. In der heutigen Begriffsformulierung würde man hinsichtlich der letzterwähnten Staatsauffassung vom Grundsatz der Vorrangigkeit des Staates sprechen. Dem ersten Prinzip würde eine föderalistisch gestaltete, dem zweiten Prinzip eine unitaristisch ausgerichtete Staatsordnung entsprechen.

a) Nach dem Subsidiaritätsprinzip baut sich der Staat von unten her in wachsenden Gemeinschaftskreisen auf. Grundlage hierfür ist die Tatsache, daß der Staat sich aus menschlichen Gliedern zusammensetzt, die deshalb einen ontologischen Vorrang vor dem Staat haben, weil eben sie und nur sie personhaftes Sein im philosophischen Sinn des Wortes besitzen, d. h. geistbegabt sind und damit die Gabe der vernunftmäßigen Einsicht und der freien, d. i. verantwortlichen Entscheidung haben.

Was heute auf der Grundlage der Personnatur des Menschen erkannt ist, sah Julius v. Ficker in der politischen Realität der germanischen Staatsgestaltungen verwirklicht.

„Freie Bewegung des Einzelnen ist die Regel, ist der Ausgangspunkt; nur soweit darf sie beschränkt werden, als umfassende Aufgaben, welchen der Einzelne nicht mehr gewachsen ist, das umgänglich erfordern.“

Daß zum Prinzip der Subsidiarität jenes der Solidarität ergänzend hinzugehört, wird hier andeutungsweise sichtbar. Und weiter bei Ficker: *„Von der Unverletzlichkeit des Hauses ausgehend, von dem Rechte des Mannes frei zu schalten auf seinem Eigen, baut der Staat sich auf in einer Stufenfolge sich erweiternder Genossenschaften; die Familien schließen sich zur Gemeinde, die Gemeinden zu Marken, zu Gauen, zu Ländern, endlich zum Reiche. Was der kleinere Kreis für sich besorgen kann, dazu hat er die Hilfe des größeren nicht in Anspruch zu nehmen und dieser hat kein Recht, sie ihm aufzudrängen; was nur den kleineren Kreis betrifft, das mag er ordnen wie er will, solange er umfassendere Interessen dadurch nicht verletzt.“*

Mit Recht wird daraus die Folgerung gezogen, daß ein so das Prinzip der Subsidiarität verwirklichendes Gemeinwesen in der Lage ist, sowohl den Notwendigkeiten des größeren Ganzen wie den Eigentümlich-

keiten der kleineren Kreise gerecht zu werden. Gerade eine aus dem universalen Gedanken lebende, übernationale Gemeinschaft, mag sie sich in staatsrechtlichen oder in völkerrechtlichen Rechtsformen verwirklichen, kann des Subsidiaritätsprinzips nicht entbehren. Dieses ist geradezu die Voraussetzung für ein glückliches Gedeihen größerer Zusammenschlüsse. Daß solche Gestaltungen in ihrem Aufbau wie in ihrer Lenkung und Verwaltung nicht leicht zu handhaben sind, ist einleuchtend. Gerade die europäische (und in ihr insbesondere die Geschichte des alten Österreich, hat gezeigt, daß bei gutem Willen aller Beteiligten Schwierigkeiten durchaus überwindbar sind.

b) Das Prinzip der Vorrangigkeit des Staates, der romanische Staatsgedanke, wie v. Ficker es bezeichnet, sieht nun den Staat nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten gebaut. Diesem Denken ist der Staat, wie v. Ficker es ausdrückt, ein einheitlicher, von der Staatsspitze her durchkonstruierter Mechanismus. Es kennt keine natürlich oder historisch gewachsenen Gliederungen, nichts von Besonderheiten in Rechten und Pflichten, die in solchen natürlichen oder historischen Grundlagen begründet sein könnten. Nur der ganze Staat ist der Träger von Staatsrecht und Staatsgewalt. Alle Berechtigungen im Staat leiten sich daher vom Staat ab. Entsprechend wird das ganze Staatswesen einheitlich von oben aus geordnet und gestaltet. Es gibt daher auch keine Aufgaben, die der Zentralgewalt entzogen wären, weil sie wesensmäßig den kleineren Gemeinschaften im Staat zugehören würden. Es gibt keine selbständige Beteiligung am Staat von unten herauf, keine Grenze, wo der Gewaltbereich des Ganzen aufhört, und die Wirksamkeit von Gliedern beginnen könnte.

Einheitlich geordnet, einheitlich gelenkt, einheitlich gebaut, wird der Staat dieses Prinzips zu einem begehrten Ziel des nationalstaatlichen Denkens. Unitarisches Prinzip, Grundsatz der wesenhaften staatlichen Vorrangigkeit und nationalstaatliches Denken stehen in einer gewissen Entsprechung zueinander, ähnlich wie auf der anderen Seite Föderalismus, Subsidiarität des Staates und universale Idee einander zugeordnet erscheinen.

3. Noch zwei weitere gegensätzliche Prinzipien sieht Ficker in der Geschichte der europäischen Staatenwelt walten, das des Gleichgewichts und das der Hegemonie.

a) Das Denken, das auf dem Prinzip des Gleichgewichts gründet, sieht die Gewähr für ein geordnetes Zusammenleben der Völker in der Waage der Macht. Das Bewußtsein, daß kein Volk, kein Staat einer bestimmten Staatenkonstellation über eine solche überragende Macht verfüge, die den anderen Völkern und Staaten gefährlich werden könnte, daß vielmehr ein gesunder Ausgleich der Machtverhältnisse besteht, kann tatsächlich ein starker Antrieb sein, die bestehende Friedensordnung zu wahren. Das lehrt gerade die europäische Geschichte.

Der Eigenart des universalstaatlichen, den Prinzipien der Subsidiarität und des Föderalismus verbundenen Denkens ist nun gerade auch der Gedanke des Gleichgewichts nicht fremd, sondern nahe verwandt. Bildet doch schon das Innere eines von diesen Prinzipien durchwalteten Staatswesens eine in sich ausgewogene Ordnung, welche gerade in dieser ihr eigentümlichen Struktur auch ein Gegengewicht gegen die äußere Machtfülle einer solchen universalen Staatsbildung darstellt. Bei dem großen universalen Staatswesen der europäischen Geschichte, beim mittelalterlichen Reich, kam das Dasein von sacerdotium und imperium hinzu, um ein Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte und Mächte der abendländischen Völkergemeinschaft zu bilden. Der Gedanke der hierarchischen Ordnung, der dieses Reich mitbestimmte, steht dem nicht entgegen. Lag doch dieser Hierarchie ein Gemeinschaftswesen zugrunde, in dem auf der Grundlage des Gedankens der Subsidiarität Recht und Macht den Stufen des hierarchischen Aufbaus genau zugemessen war.

Wir können somit als wesensverwandte Grundsätze feststellen: Begrenzte Universalität, Subsidiarität, Föderalismus, Gleichgewicht.

b) Das hegemoniale Denken sieht demgegenüber eine Friedensordnung der Völker nur gewährleistet, wenn ein Staat die absolute Vor-

herrschaft über die anderen Staaten ausüben kann. Dieser Gedanke der Hegemonie ist hinwiederum dem nationalstaatlichen und unitaristischen sehr nahe. Denn die Auffassung von der überragenden Geltung der eigenen Nation, von der Notwendigkeit des Sich-Behaupten-müssens in einem Reigen von Staaten, die jeweils je für sich den gleichen Gedanken hegen, führt mit fast logischer Konsequenz zum Streben nach Hegemonie, nach einer vom eigenen Staat und nicht vom aktuellen oder potentiellen Gegner bestimmten Ordnung der Staaten.

So finden wir hier die Linie: Nationalstaat, Vorrang des Staates im inneren Staatsleben, Unitarismus, Hegemonie.

Es soll nun nicht behauptet werden, daß die beiden erwähnten Zugehörigkeitsreihen absolute Gültigkeit hätten. Es sollte nur herausgestellt werden, daß die jeweils in den beiden Linien erwähnten Prinzipien eine gewisse Verwandtschaft zueinander haben, ohne die Möglichkeit auszuschließen, daß der eine oder andere Grundsatz in der Praxis auch in der anderen Reihe aufscheinen könnte. So war sicherlich auch zur Zeit der Geltung des Nationalstaatsgedankens der Gedanke des Gleichgewichts noch sehr lebendig.

Es dürfte kein Zweifel bestehen, daß der universale Gedanke in Verbindung mit dem der Subsidiarität, dem des Föderalismus und dem des Gleichgewichts durch lange Zeit bis an den Rand des 19. Jahrhunderts die abendländische Geschichte als ein Ordnungsfaktor von weittragender Wirksamkeit und Bedeutung bestimmt hat. Mitten im Werden der nationalen Staatenwelt, noch im 19. und bis zum beginnenden 20. Jahrhundert hat das alte Österreich, wenn auch auf beschränkterem Raum, diesen Gedanken verwirklicht und schließlich in, wie wir heute wissen, aussichtsloser Position gegen eine immer größere Übermacht von Völkern, die dem nationalstaatlichen Denken verfallen waren, verteidigt. Es sollte wohl so sein, daß Europa durch das Zeitalter des Nationalismus hindurch finden mußte. Metternich hatte ahnend vorausgesagt, daß es ein Weg durch ein Chaos sein würde.

Das Jahr 1859 aber war es, dem — man denke an Villafranca — ein wesentlicher Stein herausgerissen wurde zugunsten des von Napoleon III. so sehr begünstigten Nationalstaatsgedankens. So wurde dieses Jahr der Beginn der Destruktion der noch verbliebenen Reste der übernationalen, der universalen Idee. Es siegte der Nationalstaat! Und mit ihm drangen die Prinzipien des unbedingten staatlichen Vorrangs, der absoluten Souveränität, des unitarisch gestalteten Staatswesens und der nationalstaatlichen Hegemonie nach vorne. Sie haben die neueste Geschichte Europas bestimmt. Der universale Gedanke wurde im ersten Weltkrieg endgültig zu Grabe getragen. Europa zerfiel in eine Unzahl von Nationalstaaten, die sich gegenseitig heimlich oder offen — wenn auch nicht im blutigen Krieg — bekämpften, oder sich zumindest mit äußerstem Mißtrauen beobachteten. Und schließlich hat ein Teil jenes Volkes, das wie kein anderes in Europa, die konstruktiven Gedanken des Universalismus, der staatlichen Subsidiarität, des Föderalismus und des Gleichgewichts maßvoll verwalteter Macht durch Jahrhunderte vorgelegt hatte, in tragischer geschichtlicher Verblendung die Prinzipien des Nationalstaates, des absoluten Vorranges des Staates, der unitarisch zentralistischen Staatsgestaltung, der unbedingten Hegemonie bis in die letzten Konsequenzen durchgeführt, auf diese Weise vor aller Augen die destruktiven Möglichkeiten demonstrierend, welche diesen Grundsätzen innewohnen.

Und so haben sich mit dem zweiten Weltkrieg die Geschicke erfüllt, die der Innsbrucker Historiker zu einer Zeit voraussagte, als noch der Deutsche Bund mit Österreich als Präsidialmacht bestand, als noch dieses Österreich in seiner universalen Staatsgestaltung, wenn auch schon durch die Ereignisse des Jahres 1859 geschwächt, einen großen Teil der westslawischen Völkerschaften an die Mitte des Erdteils band, als die Grenzen des großen russischen Kolosses noch weit, weit östlich verliefen.

Für das Volk der Erdteilmittelpunkte sind die Folgen des Obsiegens des nationalistischen Staatsgedankens am fruchtbarsten gewesen. Das sollte man sich immer wieder vor Augen halten. Es gibt kein rechtliches Band mehr, welches irgendwie einend das deutsche Volk umfaßte, selbst nicht mehr in der losen Form eines Staatenbundes. Der deutsche National-

staat von 1870, das Werk Bismarcks, ist zerschlagen. Auf dem ehemaligen Boden dieses Staates existieren zwei deutsche staatliche Gebilde. Ein dritter Teil ist von fremdem Volkstum okkupiert. Österreich ist eingeschränkt auf seine deutschsprachigen Gebietsteile. Die gesamte deutsche Ostsiedlung, das Werk deutschen Fleißes durch ein Jahrtausend ist mit einem einzigen Schlag vernichtet.

Rückbesinnung auf alte Prinzipien

Will der Rest des Abendlandes der östlichen Bedrohung seines Seins, seiner Freiheit vor allem, noch entgegentreten können, dann erscheint eine Rückbesinnung auf die alten Prinzipien, welche die Völkerrechtsordnung Europas trugen, unvermeidlich. Denn worauf sonst sollte man noch gründen, nach dem furchtbaren Versagen des Gedankens des Nationalismus und der mit ihm verbundenen Ideen, als auf die Prinzipien.

Es scheint, daß sich die Völker des Abendlandes auch tatsächlich den alten Grundsätzen wieder zuwenden, mag auch der Gedanke eines Vereinigten Europas, nach dem Kriege zuerst enthusiastisch begrüßt, wieder etwas verblaßt sein. Zuviel wollte man offenbar im ersten Ansturm erreichen, in Verkennung des Umstandes, daß nur in mühevoller Kleinarbeit wieder aufgebaut werden kann, was im Laufe einer langsamen, jahrhundertelangen Entwicklung zerstört worden war.

Am Beginn jeden europäischen Aufbaues muß die Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland stehen. Ohne sie ist alle europäische Neuordnung Illusion. Es hat den Anschein, als ob die europäische Katastrophe, als ob die mit ihr eingetretene unmittelbare östliche Bedrohung endlich diese beiden Völker ihre langdauernde Feindschaft vergessen läßt. Man bedenke, daß der eigentliche Initiator des französischen Widerstandes und jetzige Staatschef Frankreichs, daß die deutsche Bundesregierung, daß ferner die französische wie die deutsche Öffentlichkeit zur gegenseitigen Verständigung bereit sind und daß wichtige Schritte bereits getan sind, welche diese beiden Völker und Staaten enger miteinander verbinden, aber nicht nur sie, sondern auch andere europäische Völker, die sich für ein Zusammenstehen und -gehen der noch Menschenrecht und -würde anerkennenden Staaten einsetzen.

Die sich so neu anbahnende Ordnung steht erst in ihrem Anfang. Wie sie endgültig aussehen wird, läßt sich noch nicht erkennen. Das eine ist sicher: die Neuordnung hält sich nicht sklavisch an alte Vorbilder. Neue Gedanken, neue Möglichkeiten, die der Situation entsprechen, werden durchdacht und durchgeführt. Aber: aus ihnen sind die alten Prinzipien der Universalität, der Subsidiarität, der gleichgewichtigen Ordnung erkennbar.

Vom universalen Gedanken sind die neuen überstaatlichen Ordnungsgebilde getragen, die in den letzten 10 Jahren entstanden sind.

Man denke an den *Europarat*, der im Jahre 1949 geschaffen wurde, dem die übergroße Mehrzahl der Westeuropäischen Staaten angehört, und der sich zum Ziel gesetzt hat, im Zusammenschluß seiner Mitglieder „zum Schutz und zur Förderung der Ideale und Prinzipien, die ihr gemeinsames Erbe bilden, und zum Besten ihres wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts“ beizutragen. Mag der Europarat in erster Linie auch ein europäisches Ausspracheorgan sein, mag ihm auch die rechtliche Möglichkeit, eine eigene aktive Politik zu betreiben, weitgehend ermangeln: er hat sich doch als ein Integrationsfaktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung erwiesen. Vor allem ist zu beachten, daß im Jahre 1950 in seinem Schoße die europäische Menschenrechtskonvention abgeschlossen wurde, diese Magna Charta all jener Rechte, die mit der personalen Natur des Menschen untrennbar verbunden sind; diese Konvention stellt nunmehr den Schutz der Menschen-Rechte auch auf übernationaler Basis sicher, ein Unterfangen, das der Organisation der Vereinten Nationen noch nicht gelungen ist.

Aber auch die anderen Völker der europäischen Mitte und des europäischen Westens sind schwerstens betroffen. Die einen schmachten unter der Herrschaft eines ihnen fremden und verhassten, des russisch-bolschewistischen Systems; die anderen sind durch das Vorrücken dieses Systems bis über die Mitte Deutschlands genau so bedroht, wie das deutsche Volk selbst.

Man denke ferner an die 1951 vereinbarte „Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl“, deren Gründungsvertrag 1952 in Kraft trat. Mit ihr wurde, wenn auch nur in einem begrenzten, aber umso wichtigeren Sachbereich, eine echte *übernationale* Staatenverbindung geschaffen. Das Charakteristikum einer solchen übernationalen Staatenvereinigung besteht darin, daß sie unabhängige übernationale Organe aufweist, die ohne Weisungen der Regierungen der in ihr vereinigten Staaten selbständig unmittelbar in dem ihnen übertragenen Aufgabenbereich — hier also auf dem Gebiet der Montanwirtschaft — verbindliche Anweisungen nicht nur für die verbundenen Staaten sondern auch für deren Bewohner erlassen können. Die vereinbarenden Staaten haben somit in diesem Rahmen auf die Dauer der Vereinbarung — in unserem Falle also auf 50 Jahre — auf die Ausübung ihrer Hoheitsrechte verzichtet, haben einen Teil ihrer Souveränität zugunsten eines größeren Rechtsgebildes aufgegeben.

Die vereinbarenden Staaten haben damit nicht nur der Notwendigkeit der Schaffung von die einzelnen Staaten übergreifenden, universalen Gemeinschaftsbildungen auf dem alten europäischen Boden Rechnung getragen; sie haben auch den Gedanken der Subsidiarität in neuer Form angewendet, indem eine geeignete Verteilung öffentlicher Aufgaben nicht nur, wie bisher in den nach dem Prinzip der Subsidiarität aufgebauten Staaten innerhalb des Staates erfolgt, sondern jetzt auch oberhalb der Staaten. Dem Gedanken, daß der Staat nicht allein der Verwalter aller dem öffentlichen Wohl gewidmeten Tätigkeit ist, wurde nunmehr in einer Weise entsprochen, die die Einschaltung sowohl von innerstaatlichen wie überstaatlichen Rechtskörperschaften ermöglicht. Auch das alte Wissen um die Waage der Macht findet in solchen übernationalen Gemeinschaften Berücksichtigung. Gerade daß sich die vereinbarenden Staaten auf einem so überragend wichtigen Gebiet wie dem der Montanwirtschaft darauf geeinigt haben, gewisse Souveränitätsrechte auf die übernationale Organisation zu übertragen, zeugt von einer Einsicht in die Notwendigkeit einer innerlich ausgewogenen Ordnung der Macht, die für die Zukunft gute Hoffnungen begründet.

Es ist richtig, daß die junge und zarte Pflanze schon manchen rauhen Winden ausgesetzt war. Bis jetzt hat sie ihnen widerstanden. Möge es so bleiben. Möge es den vereinbarenden Staaten gelingen, auf dem hier in Frage stehenden Felde jeweils Wege zu finden, welche die nationalen Interessen mit den übernationalen in Einklang zu bringen vermögen.

Ähnliches gilt für die jüngst ins Leben gerufene Europäische Wirtschaftsgemeinschaft. Ihr großes Ziel ist, die Partnerstaaten über die Harmonisierung des Wirtschaftsniveaus, über die gegenseitige Anpassung der Wirtschaftsstrukturen im Rahmen eines großen umfassenden Wirtschaftsgebiets näher zusammenzuführen. Jedermann, dem die Bedeutung der Wirtschaft für das gesamte staatliche Leben bewußt ist, wird ermessen können, daß die gemeinsame Wirtschaftspolitik im Bereich einer großen, mehrere Staaten einbegreifenden Wirtschaftseinheit eine integrierende Kraft stärksten Ausmaßes aufweisen kann. Dies ist einer der Hauptgründe, warum wir den alten Gedanken des Universalismus in Verbindung mit dem der Subsidiarität und Solidarität in einer neuen, den Verhältnissen unserer modernen Welt angepaßten Weise verwirklicht finden. Richtig ist zwar, daß der supranationale Charakter der Organe der EWU nicht so ausgeprägt ist, wie bei der Montanunion. Es mag vielleicht sogar bezweifelt werden, ob ihnen dieser Charakter überhaupt zukommt. Gewisse Erfahrungen im Bereich der Montanunion haben die vereinbarenden Staaten offenbar davon zurückgehalten, die-

sen Organen die gleiche Rechtsstellung zu geben, wie bei der Montanunion. Man mag es bedauern, daß es hier somit nicht gelungen ist, den Gedanken der nationalen Souveränität selbst in einem relativ beschränkten Bereich zu überwinden. Die Tatsache, daß es überhaupt gelungen ist, im wirtschaftlichen Bereich zu einer doch weitgehenden Einigung zu kommen, zeigt, daß die Völker und die leitenden Staatsmänner erkannt haben, daß die Zeit des engen nationalstaatlichen Denkens endgültig überwunden werden muß. Die Vielheit der Formen in denen diese geschieht, ist der Ausdruck eines kräftigen Lebensgefühls, das Leben sich verwirklichen sehen kann in eben dem Prinzip allen Lebens, dem Grundsatz der Einheit in der Vielheit, der auch das Grundprinzip des universalen Gedankens ist.

Daß ist hierbei nach einer jahrhundertelangen Entwicklung zur Verwirklichung der Idee des souveränen Staates und schließlich des souveränen Nationalstaates hin zu Rückschlägen kommen kann, sollte man nicht allzu tragisch nehmen, wenn nur der Wille wach bleibt, sollte man überwinden. Daß es dabei zu Haltungen kommen kann, die wir als sehr schmerzlich empfinden, zeigt das Minderheitenproblem. Ich glaube, man darf ohne zu übertreiben sagen, daß die Haltung eines Staates gegenüber einer seinem Hoheitsbereich zugehörenden Minderheit als Maßstab dafür zu gelten hat, inwieweit er sich innerlich von der überlebten Welt des nationalstaatlich-egoistischen Denkens gelöst hat. Auch auf diesem Gebiet wird es, wie auf zahlreichen anderen, eines steten, geduldigen Bemühens bedürfen, um das Denken der Völker und Staaten vom egozentrischen Blick auf das eigene nationale Ich zu lösen und es dahin zu befreien, einzusehen, daß die eigene völkische Existenz nur gesichert ist, wenn das gleiche Lebensrecht auch für die anderen anerkannt wird.

Die Bedrohung durch ein System, das dem unsrigen einer freien Entfaltung der Glieder im größeren Ganzen absolut entgegengesetzt ist, mag dazu beitragen, daß der nationale Egoismus endgültig überwunden wird. In gewissem Sinne sollte man daher für diese Bedrohung dankbar sein. Man sollte sie aber auch dauernd im Auge haben.

Wie sehr dieses System danach strebt, die Welt nicht zu einer lebendigen Einheit in der Vielheit, sondern zu einem Gebilde blockhafter Erstarrung auszugestalten, möge ein einziges Beispiel aufzeigen. Die *Prawda* vom 26. Dezember 1958, eine Nummer also aus jüngster Zeit, brachte den Text eines vom Obersten Sowjet angenommenen Gesetzes über die strafrechtliche Verantwortlichkeit bei Staatsverbrechen. Als Straftatbestände, die mit dem Tode bestraft werden, sind dort unter anderem genannt: Spionage, Terror, Diversion, Subversion, Agitation. Nun gut, das mag innersowjetisches Recht sein.

Von besonderem Interesse ist aber der Artikel 10 dieses Gesetzes. Sein Inhalt lautet: *„Kraft der internationalen Solidarität aller Werktätigen werden Staatsverbrechen, wie sie in den Artikeln 1–9 des vor-*

liegenden Gesetzes beschrieben wurden, auch dann bestraft, wenn sie gegen die Werktätigen eines anderen Staates begangen wurden.“

Die Sowjetunion dehnt damit ihre Jurisdiktion über politische Straftatbestände in einer geschichtlich einmaligen Weise auf das Hoheitsgebiet anderer Staaten aus.

Jeder, der die Nomenklatur des sowjetischen Systems kennt, weiß, daß unter „*Werktätigen*“ im Sinne einer solchen Begriffsbestimmung die von Moskau einheitlich gelenkten kommunistischen Parteien gemeint sind, deren Interessen also mit denen der kommunistischen Parteien identisch sind. Die angeführte Strafbestimmung will somit jede gegen eine kommunistische Partei gerichtete Handlung der erwähnten Art erfassen, in einer Art Vorwegnahme des vom Sowjetismus erstrebten Staatensystem monolithisch erstarrten Charakters.

Mit dieser Erwägung kehren wir aber zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück. Julius v. Ficker hatte vor ungefähr einem Jahrhundert gesagt, daß der von ihm voraus gesagte *„Zustand des Schwankens und gewaltsamer Erschütterungen möglicherweise erst dadurch sein Ende finden wird, daß seine Grenze zwischen einem französischen Westreiche und einem russischen Ostreiche die Mitte des Weltteiles durchzieht und dadurch eine Machtstellung gewonnen sein wird, welche dann längere oder kürzere Zeit einen Zustand der Ruhe verbürgen mag, bis die jüngere östliche Macht sich etwa befähigt fühlen wird, den letzten Kampf um die Herrschaft der Welt aufzunehmen.“*

Die von ihm gesehene Möglichkeit ist eingetroffen — ich betone nochmals: mit gewissen Modifikationen — allerdings in einer Art, die von ihm damals nicht geahnt werden konnte. Es ist die Aufgabe der noch nicht vom sowjetischen System erfaßten europäischen Völker, nicht nur äußerlich, d. h. machtmäßig, zur Verteidigung ihrer Lebensordnung bereit zu sein. Es gilt vor allem, den Raum des Politischen, d. h. im umfassenden antiken Sinn des Wortes den Raum des Gemeinschaftslebens so glaubwürdig zu gestalten, ihm einen solchen Inhalt zu geben, daß er allen Menschen das Bewußtsein gibt, in einer ihre Rechte achtenden und bewahrenden Friedensordnung zu leben, in einer Ordnung, die dem einzelnen ebenso wie den verschiedenen Stufen des Gemeinschaftsaufbaues Daseins- und Lebensrecht verbürgt. Dies wird nur geschehen können, wenn man die alten Prinzipien der europäischen Staaten- und Völkerordnung, wenn auch in gewandelten Formen, fortschreitend zu neuem Leben erweckt.

Anmerkung:

Heinrich Kipp, Dr. jur., geb. 22. 5. 1910, Ministerialrat im Bundesministerium des Innern, Bonn; Privatdozent in Würzburg. Jetzt Ordinarius für öffentliches Recht an der Universität Innsbruck. Der vorstehende Vortrag wurde als Antrittsvorlesung in Innsbruck gehalten.



POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

ABSTIMMUNG DER WÄHRUNG BEI DER WÄHRUNG

1. Die Währungsreform	1
2. Die Währungsreform	1
3. Die Währungsreform	1
4. Die Währungsreform	1
5. Die Währungsreform	1
6. Die Währungsreform	1
7. Die Währungsreform	1
8. Die Währungsreform	1
9. Die Währungsreform	1
10. Die Währungsreform	1
11. Die Währungsreform	1
12. Die Währungsreform	1
13. Die Währungsreform	1
14. Die Währungsreform	1
15. Die Währungsreform	1
16. Die Währungsreform	1
17. Die Währungsreform	1
18. Die Währungsreform	1
19. Die Währungsreform	1
20. Die Währungsreform	1
21. Die Währungsreform	1
22. Die Währungsreform	1
23. Die Währungsreform	1
24. Die Währungsreform	1
25. Die Währungsreform	1
26. Die Währungsreform	1
27. Die Währungsreform	1
28. Die Währungsreform	1
29. Die Währungsreform	1
30. Die Währungsreform	1
31. Die Währungsreform	1
32. Die Währungsreform	1
33. Die Währungsreform	1
34. Die Währungsreform	1
35. Die Währungsreform	1
36. Die Währungsreform	1
37. Die Währungsreform	1
38. Die Währungsreform	1
39. Die Währungsreform	1
40. Die Währungsreform	1
41. Die Währungsreform	1
42. Die Währungsreform	1
43. Die Währungsreform	1
44. Die Währungsreform	1
45. Die Währungsreform	1
46. Die Währungsreform	1
47. Die Währungsreform	1
48. Die Währungsreform	1
49. Die Währungsreform	1
50. Die Währungsreform	1

Nachforderungen der Beilagen aus Politik und Zeitgeschichte sind an die Vertriebsabteilung DAS PARLAMENT, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, zu richten.
Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT zum Preis von DM 1,89 monatlich bei Postzustellung einschließlich Beilage ebenfalls nur an
die Vertriebsabteilung Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 6,— pro Stück einschließlich Verpackung zuzüglich Portokosten
an die Vertriebsabteilung Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Telefon 34 12 51.

HERAUSGEBER: BUNDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST · BONN, RHEIN KÖNIGSTRASSE 8 5

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN BEILAGEN:

- Ernst Deuerlein: „Deutschland in Vorstellung und Aussage des Marxismus-Leninismus“
- George F. Kennan: „Friedliche Koexistenz“
- Gerhard v. Mende: „Die Situation der Turkvölker in der UdSSR“
- Wolfgang Schlegel: „Entwurf eines deutschen Geschichtsbildes in volkspädagogischer Absicht“
- Adlai Stevenson: „Das Wichtigste auch zuerst tun“
- Karl C. Thalheim: „Die Wachstumsproblematik der Sowjetwirtschaft“
- Heinrich Uhlig: „Hitlers Einwirken auf Planung und Führung des Ostfeldzuges“
-
-